

Friedrich Hoffstadt's  
Gothisches ABC-Buch

das ist:

Grundregeln des gothischen Styls für Künstler  
und Werkleute

fortgesetzt von

Dr. Friedrich Lange,

Professor in Marburg.

Mit zwei und vierzig Vorlegeblättern (worunter einige, zum Theil ausgeführte, Entwürfe) und einer  
Abhandlung über Geschichte und Restauration der deutschen Baukunst, nebst einem Wortverzeichnisse  
über deren Kunst- und Handwerks-Ausdrücke.

Siebente Lieferung.

Frankfurt am Main.

Verlag von Heinrich Keller.

(Vormals S. Schmerber'sche Buchhandlung.)

1863.

IV  
75.566  
Lfg. 7

Inv.Nr 2016/511

ursprünglichen Unbedeutendheit des Ortes keine alten maßgebenden Monumente vorhanden waren, umfaßte zunächst das Morgenland, wo sich die ältesten christlichen Basiliken befanden, da von hier aus das Christenthum über das westliche Europa sich verbreitet hatte. Auch die Architektur Ravenna's, des Hauptortes der mit Byzanz in lebhaftem Verkehre stehenden Küstenstrecken des adriatischen Meeres, wo schon S. Apollinaris, S. Petrus Schüler das Christenthum verkündigt hatte, blühte unter byzantinischem Einflusse empor, und erstreckte ihre Einwirkung hinwieder auf das alte Rom.

Unter den frühesten Kirchenbauten des Morgenlandes, von denen uns eine Kunde geblieben, muß vor allen diejenige genannt werden, welche zu Jerusalem am Berge Sion auf der heiligen Stätte jenes Hauses sich erhob, in dessen Söller der Erlöser selbst das heil. Abendmahl eingesezt hatte und worin auch die Apostel mit der ersten Christengemeinde sich häufig zur wiederholten Feier desselben versammelten (Apostelgesch. 1, 13; 2, 2; 2, 46 u.). Schon Hieronymus \*) und Cyrillus, Bischof von Jerusalem\*\*), erwähnen ausdrücklich einer Kirche an dieser Stätte, welche als ältestes Vorbild eines christlichen Gotteshauses gelten darf. Der fränkische Bischof Arkulf, welcher im 7. Jahrhundert die heiligen Orte des gelobten Landes besuchte und dem schottischen Mönche Admann eine Beschreibung derselben diktirte, hat uns sogar einen Grundriß des zu seiner Zeit vorhandenen Gebäudes hinterlassen, welches, wenn nicht das ursprüngliche selbst, doch diesem auch im Falle einer Erneuerung ähnlich, und wohl auf den Grundmauern desselben errichtet war. Diese Annahme wird durch die höchst alterthümliche Form des Grundrisses unterstützt, welcher in Uebereinstimmung mit der Vorschrift der apostolischen Constitutionen (II. 57) ein längliches Rechteck bildet ohne halbkreisförmige Apsis, mit dem Eingange an einer der langen Seiten. Diese einfache Saalform, welche auch die gleich unten zu erwähnende Basilika zu Tyrus hatte, läßt sich, wie in diesem Falle, gewiß eher aus den Versammlungen der ersten Christen in Privathäusern, namentlich den einen Saal bildenden obern Stockwerken derselben, den Söllern, herleiten, als aus der antiken Basilikenform, welche im Oriente erst später eingeführt zu sein scheint. Dieselbe Anordnung und Grundform erblicken wir merkwürdiger Weise an den vielleicht ältesten Resten christlicher Kirchen des nördlichen Abendlandes, welche sich auf Ireland und den umliegenden kleineren Inseln noch vorfinden und von denen weiter unten die Rede sein wird. Die Verpflanzung dieser ältesten Kirchenform in den fernen Norden erscheint weniger auffallend, wenn man bedenkt, daß diese Gegenden das Christenthum nicht über Rom erhielten, sondern wahrscheinlich direkt aus dem Oriente.

Hatten die vor der Anerkennung und Förderung des Christenthums durch Constantin I. erbauten Kirchen nur das Bedürfniß eines Obdaches und Versteckes für die in Angst und Heimlichkeit zusammenkommenden Gläubigen befriedigt und war, wie bereits oben bemerkt worden ist, unter diesen Umständen an das Aufkommen einer neuen christlichen Kunstrichtung nicht zu denken, so änderte sich schnell das Verhältniß, als nach dem Aufhören des blutigen Druckes die in Privathäusern und über den Gräbern der Martyrer eingerichteten Betsäle (Martyrien, welche Benennung noch lange nachher zur Bezeichnung der Kirchen überhaupt diente) zu eng wurden, die immer wachsenden Schaaren der Christen aufzunehmen. Weite, von Säulen und Pfeilern getragene Hallen erhoben sich allerorts, namentlich an den Bischofssitzen, und wurden mit allem dem architektonischen und ornamentalen Schmucke versehen, welchen die aus der antik-heidnischen Kulturperiode übererbte Kunstfertigkeit nur liefern konnte. Dieses bezeugt recht auffallend die uns vom Bischof Eusebius von Casarea (hist. eccl. 10,

\*) Hieron. epist. 27. epitaph. Paulae.

\*\*) Cyrill. catech. 16, n. 2.

Zur Nachricht. Mit diesem Bogen beginnt die selbstständige Arbeit des Unterzeichneten, welchem der Verleger die Fortsetzung dieses Werkes übertragen hatte, nachdem der verdiente Verfasser desselben leider durch seinen allzufrühen Tod der Kunst entrisen worden war, ohne den fernern Text im Manuscript zu hinterlassen. Eine von demselben aufgestellte und unter den nachgelassenen Papieren vorgefundene Kapitelübersicht ist bei der Eintheilung des zu liefernden Inhaltes benutzt, so wie eine Anzahl zu der Fortsetzung bestimmter, entweder schon geschnittener oder nur als Zeichnung vorhandener Holzschnitte an den geeigneten Stellen eingereiht worden. Außerdem ist der Unterzeichnete bemüht gewesen, sich der Tendenz und dem vorstehenden Inhalte dieses Werkes möglichst anzuschließen, so weit er dieses, ohne seiner Ueberzeugung zu nahe zu treten, thun konnte.

Fulda im Januar 1848.

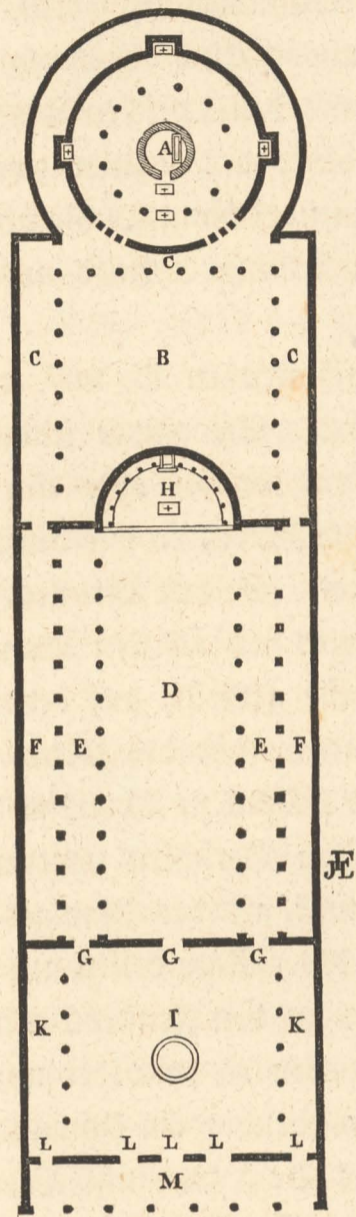
Friedrich Lange.

1 — 9) in der von ihm selbst gehaltenen Einweihungsrede überlieferte Beschreibung der gegen das J. 315 vollendeten Basilika zu Tyrus in Phönizien, welche Bischof Paulinus statt der während der Christenverfolgung unter Maximinus zerstörten kleineren Kirche erbaute. Ihre Grundform war länglich viereckt und umfaßte einen großen Mittelraum, dessen Fußboden aus einem kostbaren Marmormosaik bestand und der in bedeutender Höhe durch eine flache, aus Cedernstämmen vom Libanon gebildete Bühne bedeckt war. An seinem obern Ende war durch zierlich geschnitzte Holzgitter ein den Laien unzugänglicher Raum abgesondert, welcher die Sessel der Kirchenvorsteher, die an diese sich anreihenden Bänke der niedern Geistlichen und in deren Mitte den Altartisch selbst umschloß. Eine Apsis war nicht vorhanden, da die sonst so genaue und ausführliche Beschreibung ihrer nicht erwähnt, so daß die Basilika hierin die einfach alterthümliche Grundform wiedergab, von welcher die eben erwähnte Kirche des Berges Sion ein Beispiel lieferte. Zu beiden Seiten dieser Mittelhalle liefen Säulengänge unter niedrigerem Dache hin, während über diesen nahe der Deckbühne die Fensteröffnungen angebracht waren, welche mit kunstvollem Schnitzwerk ausgefüllt, den großen Mittelraum erleuchteten. \*) Geräumige Ausbaue (Exedren), welche zum Aufenthalte der noch Ungetauften dienten, stießen zu beiden Seiten an das Hauptgebäude, in welches sie sich durch besondere Thüren öffneten. Drei Pforten in der dem Altarraum gegenüberliegenden östlichen Wand, deren mittlere die zu beiden Seiten an Größe und reicher Verzierung durch bronzene Schilde mit Eisenbändern und durch Schnitzwerk übertraf, öffneten sich auf den weiten, mit schräg bedachten Säulengängen umgebenen, vierseitigen Vorhof, von welchem letztere durch niedrige Holzgitter zwischen den Säulen getrennt waren. Mit Brunnen versehen, in denen sich die Eintretenden die Füße waschen konnten, diente dieser dem Ganzen zur Zierde und den Katechumenen zum einstweiligen Aufenthalte während des Theiles des Gottesdienstes, dem sie noch nicht beiwohnen durften. An der Ostseite dieses Vorhofes befanden sich die ersten Eingänge, welche durch ihre Größe und Pracht die Blicke selbst der Nichtchristen auf sich ziehen mußten. Das Ganze umschloß dann eine Mauer zu sicherem Schutze gegen außen. So enthielt dieses erste größere Kirchengebäude, von dem wir Nachricht haben, schon alle Haupttheile eines christlichen Gotteshauses in derselben räumlichen Anordnung, wie sie durch die äußere Gestaltung des Kultus bedingt, bis in die spätesten Zeiten im wesentlichen beibehalten wurde. Es mangelte nur noch die architektonische Ausbildung des zur Feier des heiligsten Symbols des Christenthums bestimmten Altarraumes, der, wenn auch im Innern bereits durch Gitter abgesondert, doch auch in der Gestaltung des Oberbaues besonders hervorgehoben werden mußte. Diese Aufgabe findet sich kurze Zeit darauf gelöst, und zwar bei dem umfangreichen Kirchenbaue, welchen der Kaiser Konstantin selbst auf Eingeben seiner frommen Mutter Helena durch den Bischof Makarios zu Jerusalem in den Jahren 326 bis 336 über und vor dem Grabe des Erlösers errichten ließ, an der Stätte, welche während aller Jahrhunderte des Christenthums das Ziel so vieler aufopfernden Bestrebungen und begeisterten Wünsche bildete. Bei der großen Bedeutung dieser architektonischen Anlage und dem Einflusse, welchen sie lange Jahrhunderte hindurch auf die kirchliche Baukunst ausübte, wird der Versuch einer genaueren Darstellung hier um so mehr eine Stelle finden können, als mehrere in neuerer Zeit gemachte, welche sich nur auf die Beschreibung des Eusebius (vit. Const. lib. III. c. 33. seqq.) stützen, von Mißverständnissen nicht frei geblieben zu sein scheinen \*\*). Als eine fernere Quelle für unsere Anschauung von der ältesten Gestalt der Anlage kann die Beschreibung gelten, welche der fränkische Bischof Arkulf, der schon oben genannt

\*) Von Emporgalerien über den Seitenhallen, welche man in mehreren neuern kunstgeschichtlichen Werken angeführt und daraus weitere Folgerungen gezogen findet, steht bei Eusebius kein Wort, und es scheint diese Annahme aus einem Mißverständnisse bei Bunsen („die Basiliken des christlichen Roms.“ S. 31) hervorgegangen zu sein, welcher die hier genannten obern „Zugänge des Lichtes“ mit obern „Räume, die sich nach dem innern Sale öffnen,“ übersetzt. Auch für die Annahme eines Querschiffes (Bunsen a. a. D. S. 32.) fehlt im Texte des Eusebius jeder Grund.

\*\*\*) Vergl. Zeffermann, die antiken und christlichen Basiliken, Leipz. 1847, S. 143 f. Der gelehrte Verfasser ist namentlich durch den Grundirrtum zu einer theilweise ganz verkehrten Auffassung der Worte des Eusebius verleitet worden, daß er annimmt, die Grabhöhle, von der Eusebius bei seiner Beschreibung ausgeht, liege östlich von der davor gebauten Basilika Constantins und diese westlich von jener, während doch aus den von ihm selbst (S. 142) richtig übersetzten Textesworten — (τῷ γὰρ κατατικτὸν πλευρῶν τοῦ ἁγίου, ὃ δὴ πρὸς ἀντιστοιχία ἤλιον εἶρα, ὁ βασιλεὺς συνῆπτο νεὸς) sich gerade das Gegentheil ergibt. Daher ist denn auch der von ihm zur Verdeutlichung entworfene Grundriß den Textesworten nicht entsprechend, namentlich derselbe darin verfehlt zu nennen, daß die Haupteingänge an die verkehrte Seite neben die Grabkirche versetzt sind, welcher außerdem sonderbarer Weise eine viereckte Grundform statt der typischen runden gegeben ist. — Wenn Schreiber dieses durch das Streben nach Wahrheit bei diesem Widerspruche geleitet wird, so erkennt er dabei mit Dank die mannigfache Belehrung an, welche das genannte vortreffliche, unsere

wurde, davon gemacht und sogar einen Grundriß von dieser und den anliegenden Kirchen auf einer Wachstafel entworfen hat, welcher in den Handschriften des Admannschen Buches wiedergegeben ist \*). Nach diesem und dem Texte des Eusebius ist der nebenstehende Grundriß entworfen. Nachdem Eusebius



Die Rundkirche und Basilika des heil. Grabes zu Jerusalem.

die Ausschmückung des über dem heil. Grabe errichteten Gebäudes, als des Hauptes der ganzen Bauanlage mit wenigen Worten berührt, ohne eine deutliche Vorstellung von der Gestalt derselben zu geben, auf welche wir übrigens bei der Darstellung der byzantinischen Rundbauten wieder zurückkommen werden, sagt er weiter: „Von da schritt der Kaiser zur Anlage eines sehr weiten, unbedeckten Platzes (B), dessen Boden er mit glänzenden Steinen pflasterte und ihn von drei Seiten mit Säulenhallen umgab. Denn an der vierten Seite, welche nach Sonnenaufgang und der heil. Grabhöhle gerade gegenüber lag, schloß sich die Basilika (D) an, ein bewundernswerthes Werk, welches sich zu unermesslicher Höhe erhob, und in Länge und Breite sehr weit ausdehnte. Mit vielfarbigen Marmorplatten war das Gebäude inwendig überzogen; den Schmuck der Außenwände bildeten aber die glatt bearbeiteten, fest ineinander gefügten Steine, welche in ausgezeichnete Schönheit einer Marmorbekleidung nicht nachstanden. Zu sicherem Schutze gegen die Winterschauer war das Dach von außen mit Blei gedeckt. Die inwendige Decke aber, aus geschnitzten Füllungen zusammengesetzt, welche mit den fest aneinander gefügten Tafeln gleich einem weiten Meere sich über das ganze königliche Haus ausspannten, war mit reinem Golde überzogen und erfüllte die ganze Basilika gleichsam mit eigenem Lichtglanze. Zu beiden Seiten der Basilika, und zwar in deren ganzer Länge erstreckten sich doppelte Säulengänge (E, F), welche sowohl auf der Erde standen, als sich in der Höhe über jenen erhoben (d. h. doppelte Säulenhallen standen zu beiden Seiten in zwei Stockwerken übereinander), deren Decken ebenfalls von Golde glänzten. Die zunächst am Mittelraume hinlaufenden Hallen (E) ruhten auf mächtigen Säulen, während die hinter diesen befindlichen (F) von reich geschmückten Pfeilern gestützt wurden. Drei nach Osten schauende, schön angeordnete Thüren (G G G)

nahmen die hereinstömende Menge auf. Diesen Thüren gerade gegenüber (d. h. an der dem heil. Grab und dem davor liegenden, oben beschriebenen freien Plage zugewendeten Seite) lag die halbkreisförmige Apsis (H), das Haupt des ganzen Baues, welche bis unter das Dach der Basilika emporstieg. Sie war von zwölf Säulen, nach der Zahl der Apostel unseres Heilandes (inwendig) umstanden, deren Knäufe mit mächtigen silbernen Bechern (welche also die kelchförmigen Körper der Säulenkapitale bildeten) geziert und vom Kaiser als schönste Gabe dem Herrn dargebracht waren. Schritt man nun von da wieder zu jenen Eingängen, welche vor dem Tempel lagen, vor, (d. h. von der westlichen, dem heil. Grabe zugekehrten Tribune nach den gegen Osten gelegenen Haupteingängen), so hatte derselbe wieder einen freien Platz (I) dazwischen angeordnet. Es befand sich nämlich an diesem Orte ein erster Vorhof (zum Unterschiede von dem oben erwähnten, zwischen der Basilika und der Grabesrotunde gelegenen freien Plage) mit Säulengängen (K) zu beiden Seiten, worauf zuletzt die Thüren (L, L, L) des Vorhofes folgten. Nach diesen kam, auf die Mitte des daselbst befindlichen Marktes stoßend, die prachtvoll geschmückte Vorhalle des Ganzen (M), welche den auswendig Herumwandelnden einen Staunen erregenden Vorbegriff der innern Herrlichkeit beibrachte.“ Der nebenstehend entworfene Plan wird diese Wort für Wort der des Eusebius folgende Beschreibung näher erläutern. Die Richtigkeit derselben in der Hauptsache, namentlich in der Grundform und gegenseitigen Stellung der Hauptgebäude,

Anschauungen von einem so wichtigen Theile des Gebiets der Kunstgeschichte auf eine neue, höhere Stufe hebende Werk ihm gewährt hat. Auch um vorliegendes Buch, so weit es noch bei Lebzeiten Hoffstadt's erschien, hat sich der Verfasser obengenannter Schrift durch vielfache Berücksichtigung desselben bei seiner Arbeit verdient gemacht, indem dadurch manche Angaben berichtigt und beleuchtet worden sind.

\*) Älteste Ausgabe dieser schon von Beda zu seinem Buche: „De locis sanct.“ benutzten Schrift von Jakob Gretser, Ingolstadt, 1619. Eine bessere mit Ausfüllung der Lücken in ersterer nach einem vatikanischen Codex von dem berühmten Mabillon, Venet. 1734.

möchte durch dessen Uebereinstimmung mit dem Plane Arkulfs verbürgt werden. Freilich war nicht lange vor dem Besuche des letztern der Bau Konstantins im Juni 614 von dem Perserkönig Kosroes II. durch Feuer verwüstet worden. Doch hatte sie der den gefangenen Patriarchen Zacharias vertretende Abt Modestus alsbald wiederhergestellt und der Kalif Omar sie und die andern Heiligthümer der Christen bei seiner Einnahme Jerusalems 637 verschont, so daß Arkulf bald darauf die ausdrücklich sogenannte Basilika Konstantins auf ihrer alten Stelle östlich von der heil. Grabrotunde und den zwischen ihnen liegenden freien Platz wie früher vorfand. Nur waren seitdem an der Südseite der letztern zwei neue Kapellen, die *ecclesia golgathana* und die Kapelle der heil. Jungfrau hinzugekommen. Gerade so fand sie noch 870 der fränkische Mönch Bernhard, der die Richtigkeit der Darstellung Arkulfs ausdrücklich bestätigt \*)

Von den unter Konstantin im Orient erbauten Kirchen ist hier auch die schon oben S. 267 erwähnte Basilika zu Bethlehem aufzuführen, welche dessen Mutter Helena gründete. Sie wurde jedoch gegen 716 von der Kaiserin Eudokia, der Gemahlin Theodosius III. umgebaut, aus welcher oder einer noch spätern Periode offenbar der vielgegliederte, durch ein Querschiff mit Seitentribunen, so wie durch vierseitige Seitenkapellen neben der Haupttribüne ausgezeichnete Chorbau herrührt. (S. den Grundriß bei Agincourt Tafel XXVII, 5 und Taf. LXXIII, 23.) Das Langhaus zeigt dagegen den ältesten Basilikenstyl; es wird von 48 in vier Reihen aufgestellten Marmorsäulen in fünf Schiffe getheilt, auf deren korinthischen Knäusen ein gerader Architrav aufliegt, über dem die obere Seitenwände des Mittelschiffs emporsteigen. Wahrscheinlich war dieses auch bei den vorherbeschriebenen Basiliken zu Tyrus und Jerusalem der Fall, wenn auch Eusebius sich darüber nicht ausspricht. Nach den Berichten neuerer Reisenden ist dieser Architrav von Holz, wie er es auch schon im 15. Jahrhundert war, als der Predigermönch Fabri aus Ulm das heilige Land besuchte. (S. dessen *Evagatorium* I. p. 469.) Nach dessen ausführlicher Beschreibung waren die Mauern des Mittelschiffs über den Säulen bis zu den Fenstern mit Mosaiken geschmückt, wie San Marco zu Venedig, und auch die andern Wände waren es entweder mit Mosaiken oder mit Marmor. Die runde Apsis hatte viele Fenster über denen auswendig ein Umgang hinlief, was freilich auf eine spätere Zeit der Erbauung zu deuten scheint. Das Dach war mit Blei gedeckt, doch entbehrte die Kirche einer Deckbühne, und Fabri vergleicht sie in dieser Beziehung mit den Basiliken Roms. — Auch die Kirche des St. Katharinentlosters am Berge Sinai, welche gleichfalls die h. Helena gegründet haben soll, wird als eine sehr alterthümliche Basilika dargestellt, deren Langhaus zwölf in zwei Reihen aufgestellte Granitsäulen von verschiedener, doch meist korinthischer Ordnung, über denen sich indessen schon Bogen wölben, in drei Schiffe theilen, von denen das mittlere verhältnißmäßig sehr breit ist. An dieses schließt sich die mächtige Apsis in Halbkreisform an, in welcher sich zu beiden Seiten der im Hintergrunde aufgestellten Kathedra die Bänke der Geistlichen herumziehen, während der Altar frei davor steht. (S. den Grundriß bei Agincourt Taf. XXVII, 4 und Abbildungen bei Pococke in seinem oben erwähnten Werke). Dieser Altarraum ist vom Langhause durch einen Lektter getrennt, dessen Formen jedoch auf eine spätere Periode deuten. An der Vorderseite der Basilika liegt ein schmaler Narthex, während auch längs der Seitenmauern verschiedene Seitengemächer und gegen Osten eine mit einer kleinen Apsis versehene Kirche mit Nebenkapellen dieselbe rings einschließen. Letztere, in welcher sich die Stelle befindet, wo der von Moses erblickte brennende Dornbusch gestanden haben soll, wurde von Kaiser Justinian 528 erbaut (Fabri a. a. O. S. 499), und es mögen auch die andern Nebenräume von einer durch ihn bewirkten Erneuerung herrühren. Man liest dessen Namen nach Pococke an den Balken des von Cypressenholz gebildeten Daches, so

\*) Mabillon, Act. SS. Ord. S. Bened. saec. 3. pars 2. Tom. IV. pag. 472 seqq. — Leider wurden gegen 1010 sämtliche Gebäude der heil. Grabkirche von dem fanatischen Kalifen Hakim Ibn Nissa von Grund aus zerstört und hierauf nur ein nothdürftiges Bethaus bis zum Jahre 1048 über dem h. Grabe errichtet, welches die Kreuzfahrer nebst der kleinen, abgesonderten Golgathakapelle bei der Eroberung Jerusalems 1099 vorfanden. Nachdem diese die Rundkirche über dem Grabe Christi sofort wieder hergestellt hatten, erbauten sie gegen Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrh. endlich die Kirche in der Gestalt, wie sie sich in den Hauptmassen bis heute erhalten hat, indem sie an der Stelle des frühern freien Platzes einen geräumigen Chor für ein dazu fundirtes Chorherrenstift auführten. Dieser stößt unmittelbar an die Rotunde, welche mit demselben durch Wegnahme eines Theiles der Umfassungsmauer und des innern Säulenkreises zu einem Ganzen verbunden wurde. So schildert diesen Umbau der gleichzeitige Bericht eines Augenzeugen. Eine ausführlichere Darstellung der heil. Grabkirche und aller Veränderungen welche dieselbe im Laufe der Zeiten erlitten, hofft der Schreiber dieses an einem andern Orte geben zu können.

wie das Bild seiner Gemahlin Theodora in Mosaik über der gleichfalls mit Mosaiken verzierten Haupttribüne zu sehen ist. Aus der Zeit Justinians soll auch die Verkärungskirche des Berges Thabor, eine einfache Basilika, herrühren.

**E**inen höchst alterthümlichen Charakter zeigen auch einige koptische Basiliken, von denen die eine, welche wegen des Architravs über den Säulen des wohl ältern Mittelschiffs (abgebildet bei Pococke I. Taf. 71. p. 380) merkwürdig ist, schon oben Erwähnung fand. Dieselbe ist zwar außen rechtwinkelig geschlossen, hat aber im Innern außer der mittleren Tribune noch zwei Seitentribünen, und dergleichen ebenso in der Vorhalle, welche sämmtlich mit Wandsäulen besetzt sind, zwischen denen sich in der Vorhalle außerdem noch kleine Nischen befinden. Diese reiche Entfaltung deutet aber auf eine bereits vorgerückte byzantinische Periode. Einen ähnlich ausgebildeten Styl zeigt die bei Pococke I, 44, p. 179 abgebildete fünfschiffige Basilika mit korinthischen Säulen zu Erment, dem alten Hermonthis, in Aegypten. Auch hier sind die Langhauswände und die Tribune mit Halbsäulen besetzt, zwischen denen sich Nischen befinden. Der Eingang befindet sich in einer Art Gegentribüne, eine Anordnung, welche wir weiter unten als eine charakterisirende Eigenthümlichkeit des verkümmerten Kirchenbaustyls der Neugriechen kennen lernen werden.

**A**uch in Konstantinopel waren mehrere Kirchen in Basilikenform errichtet, von denen jedoch keine mehr vorhanden ist. So erbaute Konstantin daselbst drei bedeutende Kirchen zu Ehren der Weisheit, der Kraft und des Friedens des Heilandes, S. Sophia (der erste Bau), S. Dynamis und S. Irene, von deren ersten beiden bestimmt angegeben wird, sie seien in länglicher Grundform (*δρακίνας*) erbaut gewesen, ebenso eine vierte des h. Agathonikus. Dieselbe Grundform hatte die vom Kaiser Justinian I. zu Anfang des sechsten Jahrhunderts erneuerte Marienkirche in den Blachernen (Procop. de aedif. Justiniani lib. I. c. 3.), dann die des h. Polyoctus bei der Stadt, von der Gregor von Tours (Glor. mart. lib. I. c. 103) meldet; beide hatten Balkendecken und geradlaufende Säulenreihen. Glücklicherweise haben sich statt deren einige Beispiele byzantinischer Basiliken nebst andern Denkmalen aus der Blüthezeit der byzantinischen Kunst in Ravenna und an den benachbarten Küsten des adriatischen Meeres mehr oder weniger im ursprünglichen Zustande erhalten, deren hohes Alter nach neuerer Forschung \*) für unzweifelhaft gilt. Dieser Ort empfand vor allen anderen Italiens den byzantinischen Einfluß, welcher dann von dort aus auch in weitem Kreise wirkte. Als die alte Weltbeherrscherin Rom in Folge der Einfälle germanischer Völker den Kaisern keinen sichern Sitz mehr gewährte, verlegte diesen Honorius um 404 nach Ravenna, dessen Lage die Hülfe der weniger angefochtenen östlichen Hälfte des römischen Kaiserstaats näher brachte und im äußersten Falle durch den befestigten Hafen der nahegelegenen Küstenstadt Classis die Flucht sicherte. Auch seine Nachfolger wohnten hier bis zum Sturze des abendländischen Kaiserthums; dann schlug Theodorich der Ostgothe seinen Sitz auf in dieser Stadt, welche endlich, als unter Justinian die byzantinische Herrschaft in Italien wieder zur Geltung kam, die Hauptstadt des byzantinischen Statthalterthums, des Exarchats, wurde. Die Einnahme Oberitaliens durch die Langobarden machte auch diesem ein Ende; Ravenna verlor seine Bedeutung und verödete immer mehr, so daß es schon unter Karl dem Großen die Mosaiken seiner leerstehenden Gebäude zu andern Bauwerken hergeben mußte, während die Hafenstadt Classis endlich ganz zur Wüste wurde. — Verglichen mit den oben geschilderten morgenländischen Basiliken, bei denen theils urchristliche Motive vorherrschten, wie in der Kirche am Berge Sion und der zu Tyrus, theils eine Erinnerung an den altrömischen Styl in den geraden Architraven, während nur die Basilika vor dem h. Grabe in der Anlage von Emporen ein entschieden byzantinisches Element aufwies —, zeigen die Basiliken Ravennas den byzantinischen Styl bereits in bestimmter Ausprägung. Hierher ist wesentlich zu rechnen, daß die Säulenreihen der Schiffe im Gegensatz auch zu den ältern römischen Basiliken durchgehends nur Bogenstellungen tragen, eine Anordnung, welche zuerst etwas größere Intercolumnien, und dann die Entstehung eines den byzantinischen Styl besonders charakterisirenden neuen Gliedes über den Säulen-

\*) Die altchristlichen Bauwerke von Ravenna vom fünften bis zum neunten Jahrhundert von Alex. F. von Quast. Berlin, 1842.

kapitellen herbeiführte. Letztere, in der Regel korinthischer oder sogenannter römischer Ordnung, boten durch ihre überzierlichen, ausgeschnittenen Deckplatten einen verhältnißmäßig nur kleinen Flächenraum dar, um, wie es bei derartigen Bogenstellungen erfordert wird, die Anfänge zweier über den Säulen zusammenkommender Bogen zu unterstützen. Man war daher genöthigt, diesen nur eine geringe Spannung zu geben, um die bei weiteren Bogenöffnungen konstruktiv bedingte größere Länge der Bogensteine zu vermeiden. Ebenso konnte die Stärke der auf ihnen ruhenden Mauern des Mittelschiffs ein gewisses beschränktes Maaß nicht überschreiten. Die ungeheuere Last dieser hohen Mauern concentrirte sich somit auf einzelne kleine Flächen, und es mußte dieses bei dem Umstande, daß man jene gewöhnlich aus einem weichen Materiale, Backstein, aufführte, bald zu traurigen Erfahrungen führen. \*) Aber auch in ästhetischer Beziehung machen die winzigen Bogen auf den nahe an einander gerückten mächtigen Säulen eine höchst schlechte Wirkung, indem die hinzukommende Höhe der Bogenöffnung die Säulenweiten scheinbar noch verkleinert, wie man sich beispielsweise durch einen Blick auf die Bogenstellungen der St. Paulsbasilika zu Rom überzeugen kann, obgleich hier die Intercolumnien doch etwas weiter sind, als die Alten sie bei horizontalen Architraven in der Regel zu nehmen pflegten. Um diesen Uebelstand zu heben, die Vortheile der Bogenkonstruktion geltend zu machen, und dadurch bei Vermehrung der lichten Weite des Innern auch eine Anzahl kostbarer Säulen zu ersparen, mußte auf ein Mittel gedacht werden, durch ein Zwischenglied die Lagerfläche für die Bogen und diese somit ebenfalls vergrößern zu können. Man erreichte dieses durch den nach oben sich erweiternden, mit der Säule aus gleich hartem Materiale gebildeten Kämpferrauflage, der sich am besten mit einer abgestumpften, verkehrt gestellten Pyramide vergleichen läßt. Ohne Zweifel war dieses ein bedeutender Schritt weiter, der für die Entwicklung der christlichen Kirchenbaukunst von unberechenbaren Vortheilen sein mußte. Doch blieb die byzantinische Kunst bei der bloß konstruktiven Gestaltung dieses neuen Gliedes stehen, ohne es durch geeignete Gliederung mit der dasselbe tragenden Säule in Harmonie zu bringen oder künstlerisch mit dieser zu verschmelzen und so auf den Pfeiler — die allein passende Stütze für eine Gewölbekonstruktion — hinzuleiten, wie es später dem romanischen Style vorbehalten blieb. Nur mit einem erhaben gearbeiteten Kreuze oder einem Monogramm auf der Vorderseite verziert, bildet dieser plumpe Steinblock stets einen unangenehmen Kontrast sowohl mit dem zierlichen Knaufe darunter, als mit der Bogeneinfassung und der von dieser getragenen mosaikbekleideten Wand darüber. — Die älteste Basilika zu Ravenna, von der sich aber nur die zwei und zwanzig marmornen Säulen des Langhauses nebst den von ihnen getragenen Bogen erhalten haben, ist die des h. Johannes des Täufers, von der Schwester des Honorius, der durch ihre merkwürdigen Schicksale berühmten Galla Placidia, bald nach 425 erbaut. Bemerkenswerth ist an diesen wie überhaupt an den älteren Beispielen die Form der Blätter an den Säulenknäufen, welche mit ihrer scharfen, strengen Bildung sich weit mehr dem altgriechischen als dem römischen Style verwandt zeigen. Dasselbe gilt von den wenig jüngern Basiliken der h. Agatha (Agincourt a. a. S. LXXIII, 3) und der des h. Petrus (später S. Francesco); auch die wahrscheinlich unter Theodorich erbaute ursprünglich arianische Basilika S. Theodoro zeigt ganz den ältern byzantinischen Charakter. Dabei macht sich die durch die neue Konstruktionsweise gestattete Erweiterung der Intercolumnien schon in so weit bemerklich, daß deren vier oder fünf auf die Breite des Mittelschiffs kommen, während vergleichungsweise bei den ältern Basiliken Roms, z. B. bei S. Paolo fuori le mura und S. Maria maggiore die Breite der Mittelschiffe etwa sechs \*\*) Intercolumnien gleich ist. Eine noch reichere Entwicklung der byzantinischen Bauweise zeigt die mit Ausnahme der Apfis noch wohl erhaltene Basilika S. Martini, wegen ihrer prächtigen Deckbühne in coelo aureo, jetzt S. Apollinare nuovo genannt, welche Theodorich in der Nähe seines Pallastes für den arianischen Kultus erbaute. Auf 24 Marmorsäulen mit korinthisirenden Knäufen erheben sich über den zierlich kassettirten Bogen die mit prächtigen Mosaiken verzierten Mauern

\*) Eine solche machte man bei einem dem Schreiber dieses bekannten Kirchenbaue noch vor wenigen Jahren, wo die zu schwachen Anfänge der Bogenstellungen von der obern Last zerbrückt wurden, so daß das Gebäude noch vor der Vollendung theilweise zusammenfiel.

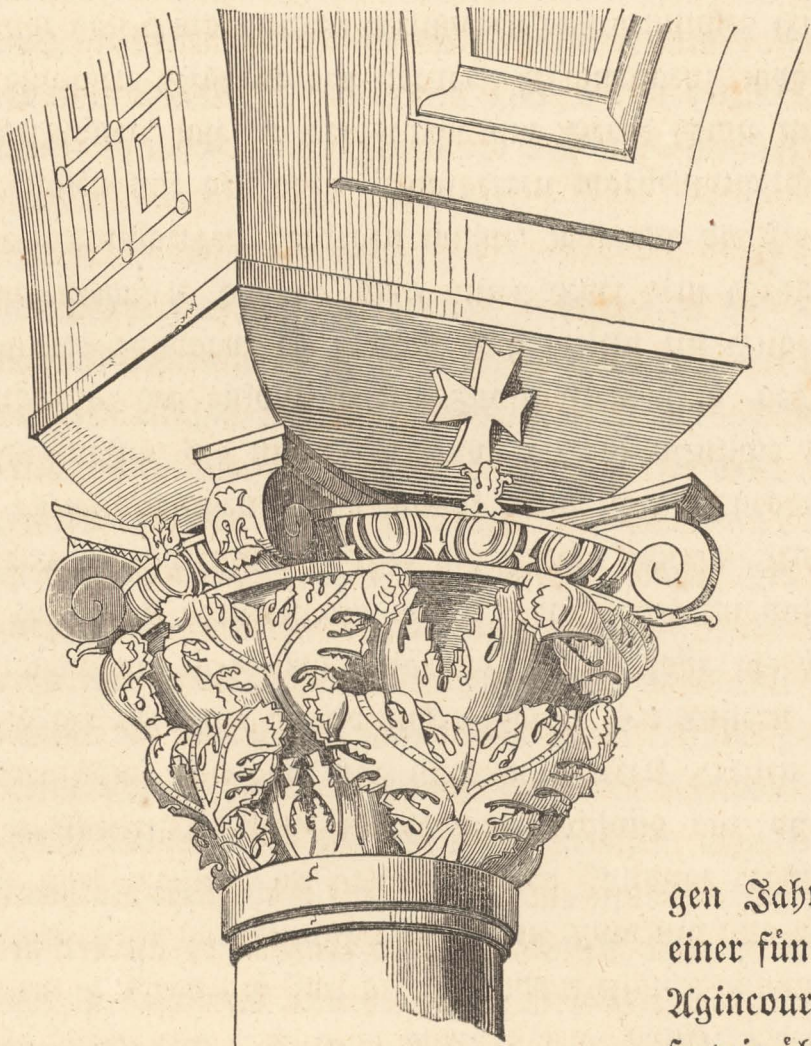
\*\*) Bei der alten Basilika des heil. Petrus zu Rom, welche dem jetzigen S. Petersdom Platz machen mußte, waren die Intercolumnien verhältnißmäßig noch enger.



des Mittelschiffs, welcher Schmuck jedoch erst später hinzukam, als der Bischof Agnellus um die Mitte des sechsten Jahrhunderts die Kirche für den katholischen Gottesdienst einrichtete. Namentlich im Aeußern zeigt sich jedoch ein Fortschritt im Vergleich zu den kahlen, gesimslosen Außenflächen der römischen Basiliken. Den Säulen des Innern entsprechend treten Pfeiler hervor und stützen eine Reihe Arkaden, welche ohne Unterbrechung längs der Mauern fortläuft. Die dadurch gebildeten Felder sind fast ganz

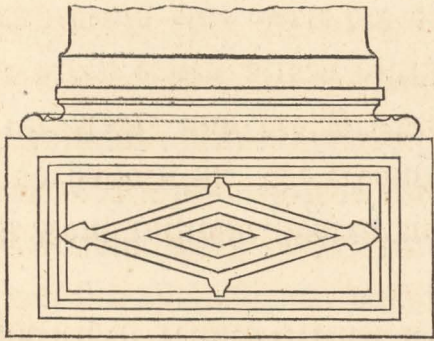
von den, dem ältern Basilikenstyle angemessenen großen Fensteröffnungen ausgefüllt, die hier jedoch meist später verengert oder ganz vermauert sind. Die Kämpfer und Gesimse sind ganz einfach durch vortretende Schichten von Backsteinen gebildet, während das Dachgesims noch außerdem durch Schichten übereck gelegter Backsteine, welche aus- und einspringende Winkel, und dadurch einen bunten Wechsel von Licht und Schatten erzeugen, hervorgehoben ist. Ganz ähnlich findet sich diese Gliederung der Außenflächen an der schon genannten Basilika S. Agatha so wie an der unter allen am besten erhaltenen, 549 eingeweihten Basilika S. Apollinare in Classe (in der oben erwähnten, jetzt wüsten Hafenstadt), deren Tribune, obgleich innen rund, außen polygonisch gebildet ist, was sich ganz so an der Apfisis von S. Vitale zu Ravenna findet, und auch an der leider im vori-

gen Jahrhundert zerstörten alten Hauptkirche von Ravenna, einer fünfschiffigen Basilika, vorkam (S. den Grundriß bei Agincourt a. a. D. T. LXXIII, 21.). Diese Eigenthümlichkeit, so wie überhaupt die beschriebene Außendekoration erinnert an Motive, welche später in ähnlicher Weise im entwickelten romanischen Rundbogenstyl des Abendlandes hervortreten und dort weiter ausgebildet werden. Das Blätterwerk an den Kapitellen von S. Apollinare zeigt übrigens in seiner manierirten, von der antiken und der an den ältern Ravennater Denkmälern ganz abweichenden Bildung, in der sich nicht eine Spur von Naturgefühl kund gibt, die spätere Entwicklung des byzantinischen Styls. Die ausgeschnittenen Deckplatten mit den vier kleinen Schnecken und dem niedrigen Eierstab darunter erinnern zwar an das römische Kapitell, doch vernichten die breitgezogenen, rückwärts umgekniffenen Blätter, die in zwei Reihen den Becher des Kapitells umgeben, jede Aehnlichkeit \*). Nebenstehend unter Figur 34 sind die eigenthümlichen Fußgestelle der Säulen nebst der durch die Last der Säule und des obern Bandes scheinbar zusammengedrückten Basis dargestellt. Die Kapitelle der Wandpfeiler, von denen Figur 35 ein Bruchstück nebst Profil darstellt (v. Quast a. a. D. Taf. IX. Fig. 4.), sind höher und haben statt des besprochenen plumpen Kämpfers über den Säulen eine reichgegliederte Deckplatte. Die Blätter, obgleich ebenfalls ganz leblos, unterscheiden sich von jenen dadurch, daß sie flach anliegen, dagegen haben sie mit jenen die starken dort punktirten, hier diamantartig gearbeiteten Blattrippen gemein. Am Aeußern

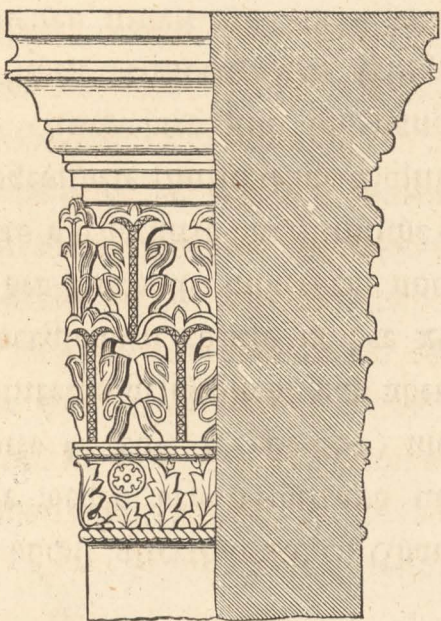


Kapitell und Kämpferrausatz aus der Basilika S. Apollinare in Classe.

Säulenfuß aus S. Apollinare in Classe.



34.

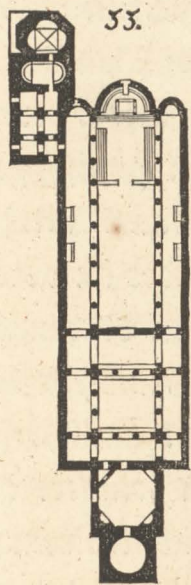


35.

\*) Ganz gleiche Kapitelle tragen die Säulen, welche sich an der Halle am Markte zu Ravenna finden.

von S. Apollinare ist die dem Gebäude nicht zum Schmuck gereichende Vorhalle zu erwähnen, welche sich vor der ganzen Vorderseite desselben hinzieht und noch über diese hinaus zu beiden Seiten vortritt. Bei ihrem großen Umfang und ihrer in die Augen fallenden Stellung ist der an ihr vorwaltende Mangel einer architektonischen Ausbildung um so empfindlicher. Sie vertritt übrigens den Narthex der byzantinischen Kirchen, an den auch ihr älterer Name, *Arbica*, erinnert. Zur Seite der Basilika und ohne alle architektonische Verbindung mit derselben erhebt sich ein Glockenthurm von runder Grundform, welche auf Ravenna beschränkte Eigenthümlichkeit sie mit den andern dortigen Basiliken gemein hat. Von diesen Thürmen wird aus technischen Gründen eine spätere Entstehung vermuthet (v. Quast a. a. D. S. 37); unten wird gezeigt werden, daß die Anlage solcher steinernen Glockenthürme überhaupt einem spätern Zeitalter angehört.

**N**uch die Kirchenbauten der benachbarten Küsten des adriatischen Meeres empfanden den Einfluß byzantinischer Kunst. Der Dom von Triest soll in seiner ursprünglichen, dem Anfange des fünften Jahrhunderts angehörenden Anlage eine Basilika mit drei Tribünen gebildet haben. Letztere Anordnung, welche den Ravennater Kirchen noch fehlt, wird besonders bei den spätern byzantinischen Kirchen vorherrschend und verdankt ihre Entstehung nicht dem Bedürfnisse der Aufstellung mehrerer Altäre,



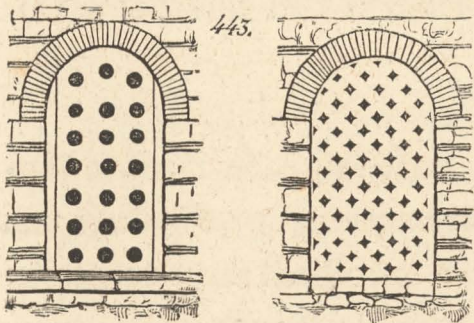
wie es im spätern romanischen Style des Abendlandes der Fall war, sondern die Nebenapsen vertreten die Stelle unserer Sakristeien, indem sie zur Aufbewahrung der Kirchengefäße und Gewänder dienen (daher ihr Name *Skauophylakion* und *Diakonikon* oder *Proskomide*). Ein noch wohlerhaltenes Muster dieser Anordnung, ist ferner die Kathedrale von Parenzo in Istrien (s. den Grundriß in nebenstehender Fig. 33), welche unter Justinian um 542 erbaut sein soll. Bogen wölben sich über den Säulen des Langhauses und die mit Mosaiken verzierte Haupttribüne enthält noch die bischöfliche Kathedra mit den Priesterbänken zu beiden Seiten. Die Anordnung der Taufkirche an der der Westfront gegenüber liegenden Seite des mit Portiken umgebenen Vorhofes ist sehr glücklich zu nennen und fand sich eben so bei einer der ältesten Kirchen Deutschlands, der des Klosters Fulda, während auch die Kathedrale zu Torcello auf einer Insel bei Venedig (s. den Grundriß bei Agincourt a. a. D. Taf. XXV, Fig. 29) eine ähnliche

Verbindung zeigt.

**E**ine der ältesten Basiliken des übrigen Italiens, an welcher sich byzantinische Motive vorfanden, war die zu Nola in Campanien, welche der heil. Paulinus, als er gegen Ende des vierten Jahrhunderts Bischof daselbst geworden, an eine schon vorhandene des h. Felix anbaute. Nach der Beschreibung, welche der Erbauer davon in seinen Briefen und Gedichten gibt, stieß sie mit ihrer Tribune an die der ältern Kirche \*) und befand sich mit letzterer unter einem Dache. Sie war demnach nicht nach Osten gerichtet, wie die Mehrzahl der christlichen Kirchen seit der ältesten Zeit, sondern nach Westen. Den drei Eingängen an der Ostseite entsprechend war sie auch im Innern durch drei mit Gittern versehene Oeffnungen, Transennen, mit der alten Kirche verbunden. Die reich mit Mosaiken verzierte Haupttribüne hatte noch zwei kleinere Nebenapsiden, die nach byzantinischer Sitte zu Sakristeien dienten. Doppelte Säulenreihen zu beiden Seiten des Hauptschiffes, und zwar, wie es scheint, nicht neben sondern in byzantinischer Weise über einander aufgestellt, trugen Bogen und über diesen die hohen, mit Fenstern durchbrochenen Seitenwände, welche die reiche Felderdecke oben abschloß. Längs der Umfassungsmauern der Seitenschiffe waren je vier Räume zu beiden Seiten angebaut, ähnlich wie an der oben beschriebenen Basilika des Berges Sinai, welche zu stiller Andacht und außerdem zu Begräbnissen der Frommen bestimmt waren. Auch die ältere Kirche wurde von ihm prachtvoll erneuert und vor den Eingängen beider Basiliken zwei mit Portiken umgebene Atrien angeordnet.

\*) Diese Annahme scheint dem Wortlaute der Beschreibung angemessener, als die Vermuthung Zeffermann's (a. a. D. S. 149) nach welcher sie in einem rechten Winkel an die ältere Kirche angebaut gewesen wäre, was schon wegen der dicht neben dieser gelegenen drei andern Basiliken, von denen Paulinus (Poema 25. und 26.) schreibt, nicht wohl möglich war.

In Rom machte sich der byzantinische Einfluß erst später und im Ganzen nur sehr schwach geltend. Die Masse altrömischer Gebäude, deren Trümmer das Material zu allen verzierten Bautheilen hergeben mußten, war zu überwiegend, als daß man zur Bildung neuer Constructionen und Kunstformen Veranlassung gehabt hätte. Nur die Basiliken S. Lorenzo fuori le mura und S. Agnese an der Via Nomentana — erstere um 580, letztere 626 erbaut — lassen in der Anordnung von Emporhallen ein byzantinisches Element erkennen. Die unteren Säulenreihen von S. Lorenzo, welche durch die später hinzugekommene Anlage einer Krypta weit über die Hälfte im Boden stecken, sind mit Gebälken überdeckt, die auf höchst rohe und wüste Weise aus Bruchstücken verschiedener antiken Gebäude zusammengesetzt sind. Die obern kleineren Säulen haben über ihren korinthischen Kapitellen sehr schwerfällige ungegliederte Kämpferaufsätze, auf denen die Arkaden ruhen, welche die obere Fensterwand des Mittelschiffs tragen. Eigenthümlich und an die altrömischen Gerichtsbasiliken erinnernd ist es, daß diese obern und untern Säulenhallen auch an der ehemaligen Eingangsseite herumgeführt sind. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wurde ein neues, weit größeres Langhaus an die Ostseite der Basilika angebaut, die Apsis hinweggebrochen und das alte Langhaus durch Vermauerung seiner Vorhalle und Portale in das Sanctuarium der so vergrößerten Kirche verwandelt, so daß diese jetzt die Eingänge gegen Osten hat und die mosaikverzierte Vorderseite des alten Triumphbogens rückwärts in den Chor



sieht. Ueber diesem Bogen befinden sich noch die alterthümlichen, mit durchbrochenen Marmorplatten ausgefüllten Fenster, wie sie nebenstehend abgebildet sind und wie sie noch in der Pfeilerbasilika San Vincenzo alle tre fontane zu Rom vorherrschen. Die Basilika S. Agnese gleicht ganz dem ältern Theile der ebenbeschriebenen und namentlich auch darin, daß die Säulenreihen, welche in beiden Stockwerken Bogen und diese im oberen gleichfalls über schweren Kämpferaufsätzen tragen, auch

an der schmalen Westseite herumgeführt sind. (S. Risse dieser Kirche bei Agincourt, T. VIII, 7. und besser bei Gutensohn und Knapp T. XVI bis XVIII; von S. Lorenzo ebendasselbst T. XII und XIII.) Obere Säulenhallen zeigt auch die in ihrer jetzigen Gestalt zu Anfange des zwölften Jahrhunderts erbaute Basilika dei SS. Quattro Coronati. Man könnte hier auch die Basiliken Roms aufführen, welche durch die Anordnung zweier Nebenapsen an die gleiche byzantinische Einrichtung erinnern. Da letztere jedoch nicht zu Sakristeien nach byzantinischem Brauche, sondern augenscheinlich zur Aufstellung von Nebenaltären bestimmt sind, so verrathen jene schon hierdurch ihre spätere, nachträgliche Entstehung, indem die ersten christlichen Jahrhunderte bis gegen Ende des sechsten sich mit nur einem Altare in jeder Basilika begnügten. Sie werden daher besser mit den spätern Basiliken Roms und des übrigen Italiens bei der Schilderung der folgenden Stylperioden Erwähnung finden.

## B. Byzantinischer Styl. Kuppelbau.

Im letzten Abschnitte ist gezeigt worden, daß die byzantinische Kunst auch die Basilikenform aufnahm und derselben durch innere konstruktive Begründung und weitere Ausbildung ein eigenthümliches, dem Geiste des Christenthums angemessenes Gepräge aufdrückte. Auch für die spätere Zeit fehlt es nicht an einzelnen Beispielen der Anwendung dieser Form und es ist namentlich die in Trümmern liegende Basilika zu Seleucis, deren Grundriß an S. Maria auf dem Kapitol zu Rom erinnert, deren Hufeisenbögen aber auf spätere Jahrhunderte deuten, — dann ferner die Basilika S. Demetrius zu Salonica (Salonichi), jetzt eine Moschee, über deren weißen Marmorsäulen, welche das Langhaus in drei Schiffe theilen, sich noch eine obere Frauengallerie erhebt — zu rechnen. Es wirkten indessen mancherlei Ursachen zusammen, daß diese einfach erhabene Gestaltung, welche dem Geiste und den Bedürfnissen des christlichen Kultus gleich zusagte und den Keim einer christlich-abendländischen Kirchenbaukunst in sich trug, auf byzantinischem Boden nicht recht heimisch werden konnte. Man hat darunter,

als vorwaltend den Mangel an Bauholz im Oriente geltend gemacht \*), welcher die Basiliken mit ihren langgestreckten Dachungen und Felderdecken weniger empfohlen habe. Doch wohl mit Unrecht, da ein solcher Mangel in einem Staate, welcher die noch jetzt unermesslichen Wälder an der Nordküste Kleinasiens umschloß, bedeutende Flotten unterhielt und, wie wir später sehen werden, sogar die schwersten Baustoffe weit zu Schiffe versandte, wenigstens bei bedeutenderen Bauwerken kaum in Betracht kommen konnte.\*\*) Das Bestreben, Holzdecken zu vermeiden und sie durch Gewölbe zu ersetzen, erscheint vielmehr innig verwandt mit der schon oben bezeichneten Richtung nach immer vollständigerer Beseitigung des von Säulen getragenen Gebälks, welche Architekturform das Grundprincip der antiken Stylarten gebildet hatte, mochte nun ein feineres Gefühl für die Bedeutung der Formen oder bloß der auf dem Boden von Byzanz fühlbare Mangel an antiken Architekturfragmenten, die man, wie in Rom, zur Aufführung neuer Gebäude hätte verwenden können, dabei zu Grunde liegen. Wie dem auch sei, — die Durchführung einer reinen Steinkonstruktion, wenn auch vorerst nur in statischer Beziehung ohne künstlerische Durchbildung, muß als das Hauptverdienst der byzantinischen Kunst und als ein großer Fortschritt bezeichnet werden, namentlich wenn wir einen vergleichenden Blick auf die zunächst vorhergegangene Baukunst der Römer werfen, bei welcher die schwerfälligen Bogen und Gewölbe in unorganischer Weise entweder auf den Säulengebälken ruhen oder von einer Säulenarchitektur eingerahmt und umstellt werden, obgleich beide Constructionsweisen einander gänzlich widerstreiten und sich gegenseitig ausschließen.

**S**atte man sich einmal zu der Raumüberdeckung durch Steingewölbe entschlossen, so mußten konstruktive Gründe wieder nothwendig zu der Umgestaltung der tragenden Theile der Gebäude und somit des ganzen Grundrisses führen, welcher letztere namentlich durch die Wahl einer besondern Gewölbeform näher bestimmt wurde. Als man daher vor allen durch die Römer schon angewandten Gewölbearten sich die Kuppel aneignete, so zog deren majestätische, das Himmelsgewölbe nachbildende Form alsbald die runde oder polygone Gestalt des von ihr überdeckten Hauptraumes nach sich, um welchen sich dann die durch die bisherige Ausbildung des christlichen Kultus bedingten Seitenräume zum Aufenthalte der Gemeindeglieder, nach Geschlecht und religiöser Weihe gesondert und abgestuft, concentrisch herumlegen. Als Nebenform erscheinen letztere auch in der Gestalt des sogenannten griechischen Kreuzes von vier Seiten in gleicher Größe dem Mittelraume angefügt, woraus sich dann durch Ausfüllung der einspringenden Winkel später die Quadratform der äußern Umschließung entwickelte.

**D**iese äußere, einen runden Kuppelbedeckten Hauptraum mit anstoßenden vierseitigen Nebenräumen umschließende Quadratform, welche bei dem höchsten Prachtbaue des byzantinischen Styls, der S. Sophienkirche zu Konstantinopel, zuerst im Großen angewandt wurde, erscheint seitdem als stabil und bis zum Erlöschen der byzantinischen Kunst vorherrschend. In beiden Modifikationen der Centralform erscheinen die Nebenhallen aber stets mehr untergeordnet und abhängig von dem durch den Klerus ausgefüllten Mittelraum, so daß der Chordienst selbst als Hauptzweck des Gottesdienstes hervortritt, während die Basilika, deren Hauptraum, das Langhaus mit den Seitenschiffen, zum Aufenthalte der Christengemeinde und nur das obere Ende des Mittelschiffs, mit der angebauten Apsis zur Aufnahme des um den Altar gereihten Klerus dient, mehr auf die lebendige Theilnahme des ganzen Volkes hindeutet. Man darf daher wohl in der Basilika den vorwiegenden Charakter einer Volkskirche, in den byzantinischen Centralbauten mehr den der Hofkirche erkennen, und wird es als eine Bestätigung dieser Ansicht betrachten können, daß die runde oder polygone Grundform auch im Abendlande später mit

\*) Dr. Carl Schnaase, Gesch. d. bild. Künste. Bd. III. S. 123.

\*\*) Paulus Silentarius Descript. S. Sophiae v. 110. seqq. berichtet, daß Kaiser Justinian es verschmäht habe, ein so geringes Material, wie Holz, zum Verbande und zur Dachung der Sophienkirche zu Konstantinopel zu verwenden, sondern dafür lange Marmorplatten gebraucht habe; und Agathias de reb. gest. Justiniani lib. 5. fügt hinzu, es sei dieses geschehen, um den Prachtbau vor ferneren Feuersbrünsten zu schützen. Also kein Wort von Holz-mangel. Beide gleichzeitige Quellen weisen vielmehr auf ein Streben nach monumentaler Pracht und Dauerhaftigkeit, und deshalb absichtliches Vermeiden der Holzkonstruktion hin.

Vorliebe bei Schloßkirchen zur Anwendung kam. Ueberhaupt mußte diese auf einen Mittelpunkt hinweisende, nach starrer Regelmäßigkeit strebende Grundform dem Geiste des oströmischen Reiches vorzugsweise zusagen, welches nach seinem größten und wichtigsten Theile dem Orient angehörig sich um so mehr nach dem auf Einheit und Stabilität gerichteten Sinn der orientalischen Völker gestalten mußte, als ein solcher schon in der letzten Zeit des römischen Heidenthums sich auf Kosten des mehr republikanischen Geistes des Abendlandes geltend gemacht, und dann seit Verlegung des Kaiserstuhles nach Byzanz, noch mehr aber seit der Abtrennung der östlichen Hälfte des alten Römerreiches in letzterer immer mehr die Oberhand gewonnen hatte. Während diese ohne innern sittlichen Halt, ohne geistige und materielle Kraft, gleichsam nur scheinlebend und mechanisch durch Flug berechnete und langbewährte Sagen aufrecht erhalten, den Untergang des römischen Westreiches um ein Jahrtausend überdauerte, konnte es nicht fehlen, daß sich dieser starre, stabile Charakter auch der bildenden Kunst ausdrückte, und es darf namentlich die Architektur, übrigens das höchste, was das Byzantinerthum hervorgebracht, als das vollkommenste Abbild desselben gelten. Für unsere mittelalterliche Kunst war die des Byzantinerreiches als treue Bewahrerin so mancher technischen Vortheile der antiken Kunst zu wiederholten Malen von wohlthätigem Einflusse, wenn derselbe auch nicht, wie vielfach geschehen, überschätzt werden darf, und läßt sich dem auf dem Gebiete der Literatur in ähnlicher Weise durch Ueberlieferung der schriftlichen Schätze des Alterthums ausgeübt an die Seite stellen.

**M**an kann im Entwicklungsgange der byzantinischen Kunst drei Hauptepochen unterscheiden, deren erste von den Anfängen einer eigentlichen christlichen Kunst unter Konstantin bis auf Justinian, also von Anfange des vierten bis zum sechsten Jahrhunderte reicht; die zweite Epoche läßt sich von da bis zum zwölften Jahrhundert, wo ein Einfluß der abendländisch-christlichen Kunst in Folge der Kreuzzüge bemerklich wird, die Dritte endlich von da bis zum Ende des byzantinischen Reiches im fünfzehnten Jahrhundert annehmen.

#### 1. Der byzantinische Styl von Konstantin bis auf Justinian.

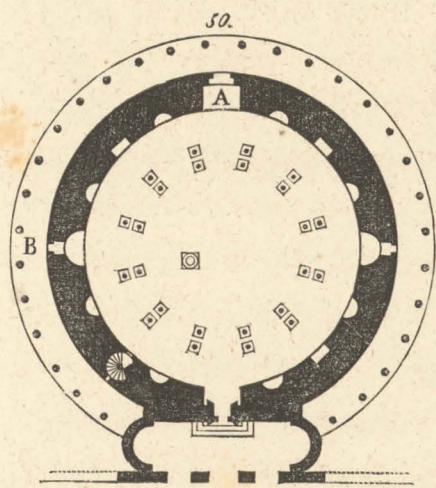
**L**eider sind uns aus der Konstantinischen Zeit an dem Hauptstige des Reiches keine Denkmale übrig geblieben, welche als Zeugnisse der ersten Regungen einer neuen Kunstweise und des genialen Ringens mit den überlieferten alten Kunstformen ein erhöhtes Interesse darbieten würden. Wir sind daher außer der Hülfe, welche einige wenige, zum Theil zweifelhafte Reste an andern Orten bieten, fast nur auf geschichtliche Nachrichten angewiesen, um einige Anschauungen davon zu gewinnen. Als das erste größere Kirchengebäude, bei welchem die Centralform zur Anwendung kam, wird die von Konstantin 328 begonnene Hauptkirche zu Antiochien genannt\*), und sowohl mit Hinblick auf ihre reiche Ausschmückung, welche ihr nach dem Zeugnisse des Hieronymus\*\*) die Benennung des „goldnen Gotteshauses“ zuzog, als auf ihre achteckige Grundform, die damals noch für ungewöhnlich gelten mochte, als ein ganz eigenthümliches Bauwerk gerühmt. Den hoch emporstrebenden Mittelraum umgaben Hallen und Nebenräume in zwei Stockwerken übereinander, indem sie sich theils zu gleicher Erde\*\*\*) befanden, theils als Emporen sich darüber erhoben. Ebenfalls von achteckiger Grundform, welche sonst im Oriente wenig gebräuchlich gewesen zu sein scheint, war die Kirche zu Nazianz, welche der dortige Bischof Gregor gegen Ende des vierten Jahrhunderts erbaute. Nach dessen eigener Schil-

\*) Eusebius, Vit. Constant. lib. III. c. 50.

\*\*) In Chronico a. 22. Constant.

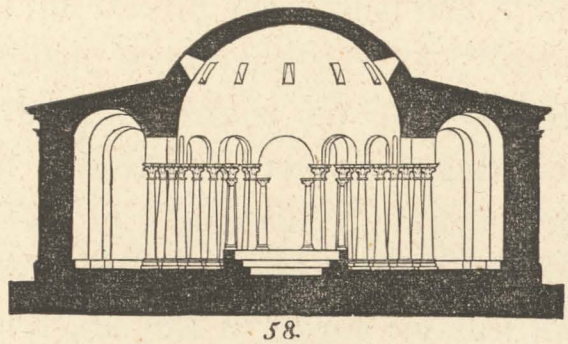
\*\*\*) Es scheint nicht statthaft, den Ausdruck *κατάγεια χωρήματα* durch „Krypten“ zu übertragen, da er hier der Bezeichnung *ὑπερώα*, worunter nur Emporen verstanden sein können, als unmittelbarer Gegensatz gegenübersteht, so daß Eusebius, hätte er unterirdische Räume damit ausdrücken wollen, nothwendig auch der zwischen beiden befindlichen Hallen gleicher Erde hätte gedenken müssen, wovon jedoch kein Wort bei ihm zu finden ist. Uebrigens braucht derselbe schon vorher (ibid. lib. III. c. 37.) das Wort in derselben Bedeutung, indem er bei Beschreibung der Basilika vor dem h. Grabe zu Jerusalem die *σάουα κατάγειου* den *στ. ἀνάγειου* entgegensetzt.

derung \*) hatte auch sie den Mittelraum einschließende Säulenhallen. Ueber die Form des schon vor der Kirche zu Antiochien von Konstantin über dem h. Grabe zu Jerusalem erbauten Gebäudes läßt uns zwar Eusebius, dessen Beschreibung wir oben (S. 271) wörtlich anführten, im Zweifel, indem er nur von der Auszierung derselben mit Säulenstellungen spricht. Wir dürfen aber um so mehr annehmen, daß dasselbe die hier sich von selbst darbietende Rundform hatte, wie die gleichzeitig von seiner Mutter Helena auf dem Delberge erbaute Kirche, als Arkulf sie in dieser Form schon im 7. Jahrhundert antraf, nach dessen Zeichnung ihr Grundriß oben gegeben ist. Zwischen den zwölf mächtigen Steinsäulen, welche die mittlere Rotunde stützten, waren hölzerne Schranken, wahrscheinlich nur von Brüstungshöhe, eingezogen, so daß durch sie, durch die Umfassungs- und dann durch die äußere Umschließungsmauer drei ringförmige Räume um das h. Grab gebildet wurden. Auch die acht Eingänge nach Südost und Nordost waren durch Schranken von einander gesondert, eine Einrichtung, welche wohl durch den großen Zudrang der Pilgerschaaren hervorgerufen war. Eben daraus läßt sich wohl auch die für die damalige Zeit ungebrauchliche Aufstellung mehrerer Altäre, von denen drei in geradlinig geschlossenen Apsen befindlich, erklären. Das Felsengrab selbst war zwar in seinem Innern damals noch unbekleidet und wohl in seiner ursprünglichen Form erhalten; im Außern dagegen war es mit Marmor bedeckt und seine Kuppel, über dem sich ein goldnes Kreuz erhob, gleichfalls vergoldet, also im Einklange mit der architektonischen Umgebung. Als ein Beweis für die Ursprünglichkeit der von Arkulf überlieferten Grundform kann das Mausoleum der Töchter Konstantins, Konstantia und Helena, an der via Nomentana bei Rom gelten, welches noch jetzt als seit dem dreizehnten Jahr-



hundert der h. Konstanza geweihte Kirche größtentheils erhalten ist. (S. den Grundriß nebenstehend unter Figur 50., nach Uggeri, \*\*) part. II. T. 14., so wie eine sehr genaue, ausführlichere Darstellung in dem Werke von Isabelle, *les édifices circulaires et les dômes*, Paris, 1843, Pl. 42.). Sie zeigt dieselben drei kleinen Apsiden, von welchen eine (A) ebenfalls geradlinig, und die Säulenstellungen nur darin verschieden, daß sie aus zwölf Paaren, statt aus eben soviel einzelnen, bestehen. Jedes Säulenpaar trägt ein gemeinschaftliches, in der Richtung der Radien gestelltes Gebälke, auf welchem die Anfänger der von einem zum andern gesprengten Bogen ruhen. Dicht über den Scheiteln der letztern ist der äußere

Umgang tonnenartig, der Mittelraum aber mit einer Kuppel überwölbt, welche auf einem über jene emporragenden Fensterstocke sich erhebt. Die kleinen Nischen in der Umfassungsmauer erinnern an die antiken Columbarien, während der äußere, jetzt verschwundene und nur aus den Substruktionen zu ergänzende Säulenperipteros (B) an die altrömischen sogenannten Bestatempel erinnert, wie deren noch einer in Rom (die jetzige Kirche S. Maria del Sole) und der bekannte zu Tivoli theilweise erhalten ist.



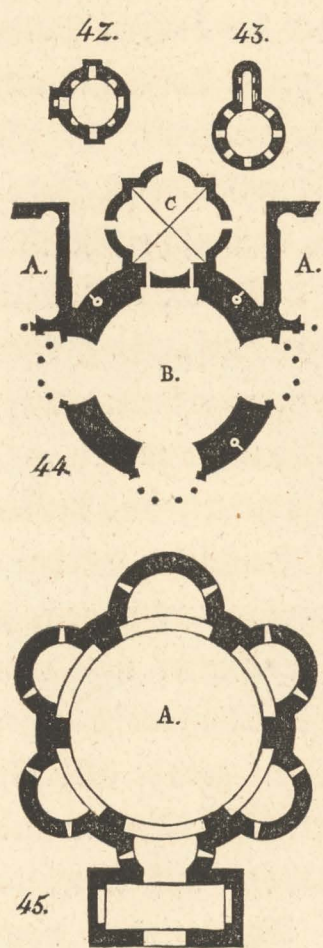
Eine verwandte Anlage zeigt die hier unter Figur 58 (Vergl. Agincourt VIII, 9 u. 10) dargestellte Kirche S. Maria maggiore zu Nocera, zwischen Neapel und Salerno, nur daß hier die mit engen Lichtöffnungen durchbrochene Kuppel dicht über den Bogen beginnt, welche hinwieder ohne vermittelndes Glied unmittelbar auf den Säulenknäufen ruhen. Dieser Anordnung liegt das Bestreben zu Grunde, dem Schube des Kuppelgewölbes zu begegnen, indem derselbe durch die als Strebebogen wirkenden, schiefbedachten Tonnengewölbe auf die Außenmauern geleitet wird, welche ihrerseits durch nach innen vorspringende, im Durchschnitt sichtbare Wandpfeiler unter Gurtbogen verstärkt sind. Uebrigens zeigt sich bei diesem Gebäude, welches ebenfalls noch dem vierten Jahrhundert angehören soll, der Einfluß der byzantinischen Bauweise auch in dem

Mangel alles hölzernen Dachwerks.

\*) Orat. 19. de laude patr.

\*\*) Giornati pittoreschi degli edifizj antichi di Roma e dei contorni. Roma, 1800. seg. in 4°.

Vergleichen wir die eben erwähnten Bauwerke mit denen der antiken Zeit von gleicher Grundform, so zeigt sich vor allem in der Anordnung der innern Säulenstellungen derselbe Keim einer eigentlichen Architektur des Innern, auf welchen schon oben bei den Kirchen in Basilikenform als Gegensatz zu den heidnischen Tempelanlagen mit ihrer finstern engen Cella und ihren verschwenderischen äußern Säulenportiken hingewiesen wurde. Doch mußte bei diesem Streben nach innerer Räumlichkeit und Pracht die unerträgliche Dede der reinen Kreisform um so mehr auffallen, wie sie namentlich noch heute bei der im verarmten, vernachlässigten Rom während des fünften Jahrhunderts aus antiken Architekturfragmenten zusammengesetzten Kirche S. Stefano rotondo auf Monte Celio hervortritt. Diese steht zu den stets durch kühne Wölbungen ausgezeichneten byzantinischen Rundbauten gewissermaßen in demselben Verhältnisse, wie die römischen Basiliken zu den byzantinischen. Wie schon oben (S. 265) bemerkt wurde, scheinen die zwanzig jonischen Granitsäulen des innern Kreises, welche einen geraden Architrav und über diesem den höhern Mauercylinder des Mittelraums mit hölzerner Bedachung tragen, dem ersten Baue anzugehören, während die vierunddreißig korinthischen Säulen des äußern Kreises, deren Bogen bereits auf den vorher besprochenen byzantinischen Kämpferauslägen ruhen, aus einer Erneuerung des Gebäudes zu Anfang des achten Jahrhunderts herrühren. Uebrigens scheint man schon in den Zeiten der altrömischen Kunst die Starrheit der reinen Kreisform gefühlt, und durch Anbringung verschieden geformter Nischen in dem umschließenden Mauercylinder der riesigen Badesäle sowohl, wie der kleineren Rotunden diesem übeln Eindrucke entgegengestrebt zu haben. So namentlich bei dem großartigsten Denkmale des römischen Alterthums, dem Pantheon, und bei der Rundkirche S. Bernardo, einem wohlerhaltenen Reste der Bäder Diocletians zu Rom. Eine ganz äh-

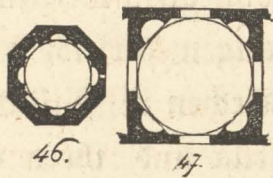


liche Anlage zeigt ein Rest antiker Thermen zu Mailand, wovon hier unter Figur 45 (A) ein Grundriß nach Uggeri gegeben ist. Andere mit Nischen versehene antike Rotunden sind der Benustempel zu Bajà bei Neapel und der sogenannte Jupiterstempel unter den Resten des Pallastes Diocletians zu Spalato, letzterer außen achtseitig und mit einer Säulenportike umgeben, über welche der Mittelbau hoch emporragt. \*) Fernere Beispiele sind die hier unter Figur 42 u. 43 gegebenen Grundrisse\*\*), ersterer des sogenannten Tempio della Tosse bei Tivoli, letzterer eines alten Baues bei Salonichi in Macedonien, beide später in christliche Kirchen verwandelt, welchem Umstande in letzterm Beispiele das nachträglich angebaute Altarhaus seine Entstehung verdankt. Das Einschneiden der Nischenwölbungen in die Cylinderflächen der Umfassungsmauern bringt aber doppelt gekrümmte Linien hervor, welche außer den Schwierigkeiten die sie dem Steinschnitte darbieten von äußerst häßlicher Wirkung sind, und von selbst auf ein Brechen der Rundflächen in gerade Felder, mithin auf eine polygone Grundform führen mußten. Ein großartiges Beispiel der Anwendung dieses Mittels im Großen ist der angebliche Tempel der Minerva medica vor der Porta maggiore zu Rom, gleichfalls ursprünglich ein Badesaal der Thermen des Cajus und Lucius. Die Grundform dieses Gebäudes zeichnet sich durch große Zierlichkeit und

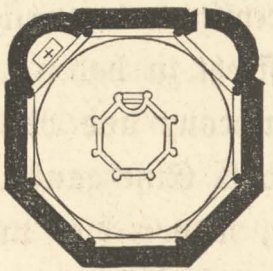
Energie aus. Sie bildet ein Zehneck, dessen Seiten mit Ausnahme derjenigen, welche den Eingang enthält, dergestalt fast ganz mit auch auswendig hervortretenden halbrunden Nischen ausgefüllt sind, daß nur schmale Pfeiler in den Winkeln stehen bleiben, welche wiederum durch die strebepfeilerartig wirkenden halbrunden Ausbaue gestützt, der mächtigen Kuppel eine sichere Widerlage gewähren, ohne solche ungeheueren Mauerstärken nöthig zu machen, wie sie gewöhnlich in gleichem Falle die römischen Denkmale aufweisen. Diese Anordnung wurde von der byzantinischen Kunst mit Vorliebe aufgenommen und weiter ausgebildet. Als fernere Beispiele derselben aus der altrömischen Periode sind die sogenannte Torre dei schiavi und ein Badesaal aus den Thermen des Caracalla zu Rom anzuführen.

\*) S. einen Grundriß dieses Gebäudes nebst Aufriß und Durchschnitt bei Agincourt, Taf. LXIII, 6 u. 7.

\*\*) Nach Agincourt, Taf. LXXIII, 25 u. 34.



Von jener ist nebenstehend ein Grundriß unter Figur 46, von diesem ein solcher unter Figur 47 gegeben. \*) Diese altrömischen Beispiele sind noch besonders merkwürdig durch die Lösung der Aufgabe, die Kuppelform mit dem polygonen Unterbaue zu verbinden. Bei der Minerva medica ist dieses einfach dadurch geschehen, daß man die geraden Flächen des polygonen Unterbaues in das Gewölbe der Kuppel fortgesetzt, diese also in ein zehnsseitiges Klostergewölbe aufgelöst hat. Bei den andern beiden Bauwerken, wo die Halbkugelform beibehalten und dieser der Durchmesser eines in das Polygon beschriebenen, tangirenden Kreises gegeben ist, werden die freitragenden Theile der untern Ringschicht bereits durch vorgewölbte Zwickel (pendentifs) gestützt. Es sind dieses wohl die frühesten und einzigen Beispiele einer Konstruktionsweise, welche in den spätern christlichen Baustylen bei fast ganzlichem Aufgeben der Kreisform eine so häufige Anwendung und vielseitige Ausbildung erfahren hat. Eine dritte Lösung dieser Aufgabe und zwar dadurch, daß man die unterste Schicht der Kuppelwölbung einen durch die Ecken des Polygons gelegten Kreis beschreiben läßt, wodurch eine sogenannte gestufte Kuppel entsteht, gehört der christlichen Kunst allein an und wurde zuerst von den Byzantinern angewendet. Namentlich gewährte diese Ueberwölbungsmethode bei Errichtung von Kuppeln über quadratischen oder oblongen Grundflächen den nicht unbedeutenden Vortheil, daß durch sie die Zwickelgewölbe, welche in vorliegendem Falle



Baptisterium zu Ravenna.



55.

eine beträchtliche Ausdehnung erhalten müßten, gänzlich vermieden werden. Das älteste noch vorhandene Beispiel der letztgenannten Konstruktionsart ist die merkwürdige achtseitige Taufkapelle der Hauptkirche (Ecclesia Ursiana) zu Ravenna, von deren bald nach 425 errichteten Baue nebenstehend der Grundriß aufgenommen ist. Dadurch, daß der Durchmesser der halbkugelförmigen Kuppel etwas kleiner als der des äußern Polygonkreises genommen wurde, entstehen vortretende Schildbogen, deren Anfänger auf Kragsteinen ruhen, von denen einer nebenstehend unter Figur 55 dargestellt ist. \*\*) Diese achtseitige Grundform, welche auch die unter gothischer Herrschaft im sechsten Jahrhundert zu Ravenna erbaute Taufkapelle neben der ehemaligen arianischen Kathedrale S. Theodoro zeigt (Agincourt Taf. XVII, 16; v. Quast a. a. O. S. 18.), bald mit bald ohne Nebenhallen, blieb von nun an für Taufkirchen gewöhnlich. In großer Menge hervorgerufen durch die im fünften Jahrhundert allgemeiner werdende Sitte, Erwachsene und derer viele auf einmal an dazu festbestimmten Tagen zu taufen, gewöhnlich in der Nähe der bischöflichen Hauptkirchen doch auch oft ganz allein stehend errichtet, sind dieselben aus der Zeit vom fünften bis zum zwölften Jahrhundert noch jetzt in sehr vielen Beispielen vorhanden. Eines der ältesten und berühmtesten ist das ebenfalls zuerst im fünften Jahrhundert angelegte Baptisterium S. Giovanni in fonte neben der Basilika des Laterans zu Rom, der Mutter und dem Haupte aller Kirchen der katholischen Christenheit, deren Erbauung irrig dem Kaiser Konstantin zugeschrieben wird. Acht Porphyrsäulen und über diesen eben soviel kleinere, über welchen gerade Gebälke liegen, umgeben den hohen Mittelraum, in dem sich die antike Badekufe befindet. Die Decken sind jedoch aus Holz konstruirt, während fast alle anderen Taufkirchen durch ihre Anlage auf Gewölbe dem byzantinischen Muster treu geblieben sind. \*\*\*) Wir werden bei den spätern Stylperioden noch mehrere derselben in Betracht ziehen.

Eine noch entschiedenerere Umgestaltung der Grundformen der kuppeltragenden Unterbaue war fast gleichzeitig mit der polygonen Gestaltung derselben ins Leben getreten: die der Anfügung vier gleich großer Seitenräume an den Mittelraum in der Form eines sogenannten griechischen Kreuzes. Man kann sie streng genommen als eine Modifikation der schon vorher besprochenen Durchbrechung der runden Umfassungsmauern durch Nischen betrachten, indem man deren nur vier von

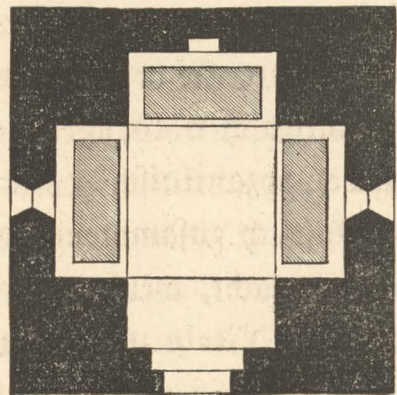
\*) Nach Agincourt, Taf. LXVII, 2 u. 3, woselbst sich auch die dazu gehörigen Durchschnitte finden.

\*\*) Hinsichtlich der innern Gliederung durch Bogenstellungen auf Wandsäulen in zwei Stockwerken übereinander, und durch Ausschmückung durch Mosaiken, s. d. Durchschnitt bei v. Quast in dem angeführten Werke über die Denkmale Ravenna's, T. I., woher auch obige Abbildungen genommen sind.

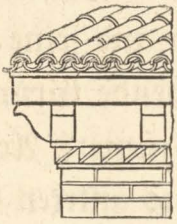
\*\*\*) Ungenügende Risse des lateranischen Baptisteriums, s. bei Agincourt Taf. LXIII, 8 — 10.; eine schöne Ansicht in dem Werke von Gally Knight: The ecclesiastical architecture of Italy etc. Vol. I. T. V.



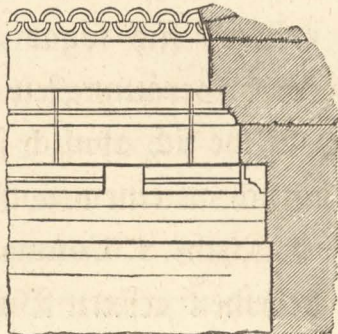
rechtwinkliger Form anbrachte, ihnen dafür aber eine größere Ausdehnung in Länge und Breite gab, so daß sie weiter nach außen vortraten und die zwischen ihnen bleibenden Theile des Mauercylinders sich zu bloßen Pfeilern verengten. Der nebenstehende Grundriß Fig. 48 erscheint geeignet, eine solche Entstehungsweise vorzuführen. Er stellt ein kleines antikes Gebäude vor, welches am Fuße des Monte Cassino in Unteritalien, an der Stelle des alten Casinum, liegt, und aus großen Steinen zusammengesetzt, von großer Festigkeit ist. Die vier Nischen sind mit Tonnengewölben, der runde Mittelraum mit einer Kuppel überwölbt, welche erst über den Scheiteln der erstern beginnt \*). Diese tritt jedoch außen nicht hervor, indem die steinerne Bedachung eine horizontale Fläche bildet. Es scheint diese Anordnung, in welcher der Keim der großartigsten Entfaltung der byzantinischen Architektur enthalten ist, anfänglich vorzugsweise zu Begräbniskirchen beliebt worden zu sein, und zwar wiederum nach antikem Vorbilde. Der prächtige Kirchenbau, welchen Konstantin in seiner neuen Hauptstadt zu Ehren der Apostel errichtete, mit der Bestimmung, ihm und seinen Nachfolgern zur Ruhestätte zu dienen, hatte diese Kreuzesform, in welcher er auch später unter Justinian, und zwar noch größer und prächtiger, erneuert wurde \*\*). Ein höchst merkwürdiges Denkmal dieser Gattung ist uns glücklicher Weise wieder in Ravenna erhalten. Es ist die kleine Kirche S. Nazario e Celso, deren Errichtung durch die schon erwähnte Galla Placidia vor der Mitte des fünften Jahrhunderts wahrscheinlich ist. Neben der von derselben gegründeten Basilika S. Croce gelegen, welche ursprünglich mit passender Beziehung auf ihren Widmungstitel ebenfalls die Kreuzesform hatte, wurde sie ausdrücklich als Grabkirche erbaut, und es tritt diese Bestimmung auch jetzt noch in ihrer Form und wohl erhaltenen innern Einrichtung deutlich hervor. An den quadratischen Mittelraum schließen sich vier Kreuzesarme von wenig kleinerer Breite und, mit Ausnahme des nördlichen, von noch geringerer Tiefe an, so daß in den vier Ecken des ersteren nur schmale, in einspringenden Winkeln vereinigte Mauerstirnen zur Bezeichnung der Pfeiler des obern Kuppelgewölbes übrig bleiben. Letzteres steigt auf mit kleinen Fenstern durchbrochenen Mauern auch im Außern beträchtlich über die mit Tonnengewölben bedeckten Kreuzarme empor. Die halbkugelförmige Kuppel erhebt sich vermittelst vorgewölbter Zwickel über vier Schildbogen, deren nicht unbedeutender Vorsprung durch allmähliges Herauskragen der Anfänger aus



49.



57.



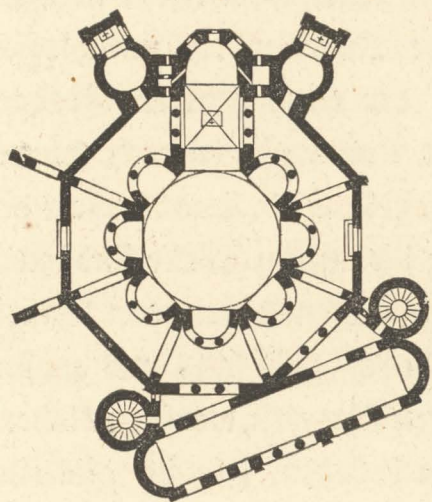
56

den Ecken des Mittelraumes bewirkt ist. Diese konstruktiven Formen sind jedoch noch ohne alle bestimmte Ausprägung; die Auskragung und die Leibung der Schildbogen, die Zwickel und die Wölbung der Kuppel — alles geht ohne scharfe Begrenzung unbestimmt in einander über, so wie das Innere überhaupt fast aller Gesimse ermangelt, dafür aber der an den Wölbungen und obern Wänden noch wohl erhaltene Mosaikenschmuck desto prächtiger hervortritt \*\*\*). Unter der Kuppel, doch etwas nach der dem Eingange entgegengesetzten Seite gerückt, steht der alterthümliche Altar, so wie sich in den kurzen Kreuzarmen nach Osten, Süden und Westen noch die marmornen Sarkophage finden, zu deren Aufstellung die Kirche ursprünglich errichtet wurde. Der hinter dem Altar stehende soll die Gebeine der Erbauerin bis ins sechzehnte Jahrhundert umschlossen haben. Diese ganze Anordnung gleicht auffallend der eines antiken Grabgewölbes, welches vor zehn Jahren zu Rom vor der Porta pia entdeckt wurde, und durch nebenstehende Fig. 49 im Grundrisse dargestellt wird. Das Außere der Grabkirche zeigt den schmucklosen Backsteinverband; die untern Theile sind durch blinde Bogenstellungen, ähnlich denen der oben angeführten Ravennater Basiliken verziert, die obern Mauerkanten und Giebel durch gleichfalls aus großen Formziegeln gebildete Gesimse gekrönt, die aus einigen schweren, wenig ausladenden, und mit kleinen Kragsteinen gestützten Matten bestehen. Fig. 56 gibt eine Abbildung des Kranzgesimses der untern Vorbaue, Fig. 57 eine solche von dem obern Kranzgesimse der Kirche S. Stefano rotondo in Rom zur Vergleichung.

\*) S. den Durchschnitt bei Agincourt, Taf. LXXIII, 33. \*\*) Nach Procopius de aedificiis Imper. Justiniani I, 4. u. V, 1 stand der Altar in der Mitte des Mittelraumes. \*\*\*) S. die trefflichen Darstellungen bei v. Quast a. a. O. Taf. II. bis VI. und S. 10 ff.

Die kreuzförmige Grundform für Kirchenanlagen muß schon frühe Verbreitung gefunden haben. Im Orient wird schon im sechsten Jahrhundert \*) die in Kreuzform erbaute Kirche im Kloster des Simon Stylites unweit Aleppo erwähnt. Man erkennt diese Anlage, und zwar in reicher Entfaltung \*\*) noch jetzt in den vorhandenen Resten. An einen achteckigen Mittelraum, dessen Kuppel auf acht großen Pfeilern ruht, welche kleinere Pfeiler zwischen sich haben, schließen sich die vier Kreuzarme dergestalt an, daß ein Gang um das Oktogon frei bleibt. Grundriß und Beschreibung einer andern Kirche in einfacher Kreuzform zu Sichern in Palästina, in deren Mittelpunkt der Brunnen Jakobs, an dem einst der Erlöser ausruhte, befindlich war, hat uns der mehrgenannte Bischof Arkulf, welcher sie im siebenten Jahrhundert besuchte, hinterlassen. Fernere Beispiele für die Anwendung dieser Grundform noch in späteren Perioden sind die Kirche S. Nikolaus zu Myra; die Kirche zu Salonichi und eine andere zu Artor am adriatischen Meer. Auch im Abendlande fand dieselbe im Mittelalter, wie wir später sehen werden, vielfache Anwendung.

Den byzantinischen Technikern, welche den Kuppelbau während des vierten und fünften Jahrhunderts weiter auszubilden gesucht hatten und mit steigender Kühnheit immer größere Räume zu überwölben wagten, konnten die statischen Vortheile des kreuzförmigen Grundrisses, welcher in den Seitenmauern der Kreuzarme zuverlässige Widerlagen auch für die größten Spannweiten der Gewölbe darbietet, nicht unbemerkt bleiben. Mußte schon die Anlage von Seitenhallen rings um den kuppelbedeckten Mittelraum, und zwar nach orientalischer Sitte in zwei Stockwerken übereinander zur Gewinnung freier Durchblicke, zu immer größeren Lichtweiten zwischen den Pfeilerstellungen des innern Polygons führen, so war dieses noch mehr bei dem Anbaue von Kreuzarmen der Fall, welche in gleicher Breite sich in den Mittelraum öffnend bald nur vier Stützpunkte für die obere Kuppelwölbung übrig ließen. Aber auch hier trat bei größern Kirchen die Nothwendigkeit hervor, zur Anlage von Nebenhallen und Emporen so wie zu besserer Verbindung der Kreuzarme unter sich die Mauern der letztern mit Bogenstellungen zu durchbrechen. Dieses führte auf der einen Seite zuletzt zu dem Wagstücke, die Mittelkuppel nur auf vier ins Quadrat gestellten Pfeilern emporsteigen zu lassen, auf der andern aber dahin, die einspringenden Winkel zwischen den vier Kreuzflügeln zu Nebenhallen zu benutzen und endlich ganz mit in den Grundriß zu ziehen, welcher sich somit der Quadratform annäherte. Eine beschränkte Anwendung dieses Principes sahen wir schon oben bei den antiken und byzantinischen Grabkirchen; die großartigste und kolossalste fand dasselbe aber in dem höchsten Wunderbau der byzantinischen Kunst, der S. Sophienkirche zu Konstantinopel, dessen aus den bisher beschriebenen künstlich zusammengesetzte Grundform die vorherige Betrachtung zweier ausgezeichneten Denkmäler nöthig macht, welche als die unmittelbaren Vorläufer gelten können. Das erste derselben, die oktogone Kirche San Vitale zu Ravenna wurde gegen 526, noch während der Herrschaft der Ostgothen, jedoch für den katholischen Kultus begonnen und durch freigebige Unterstützung des byzantinischen Kaisers 547 vollendet. Dieses deuten die



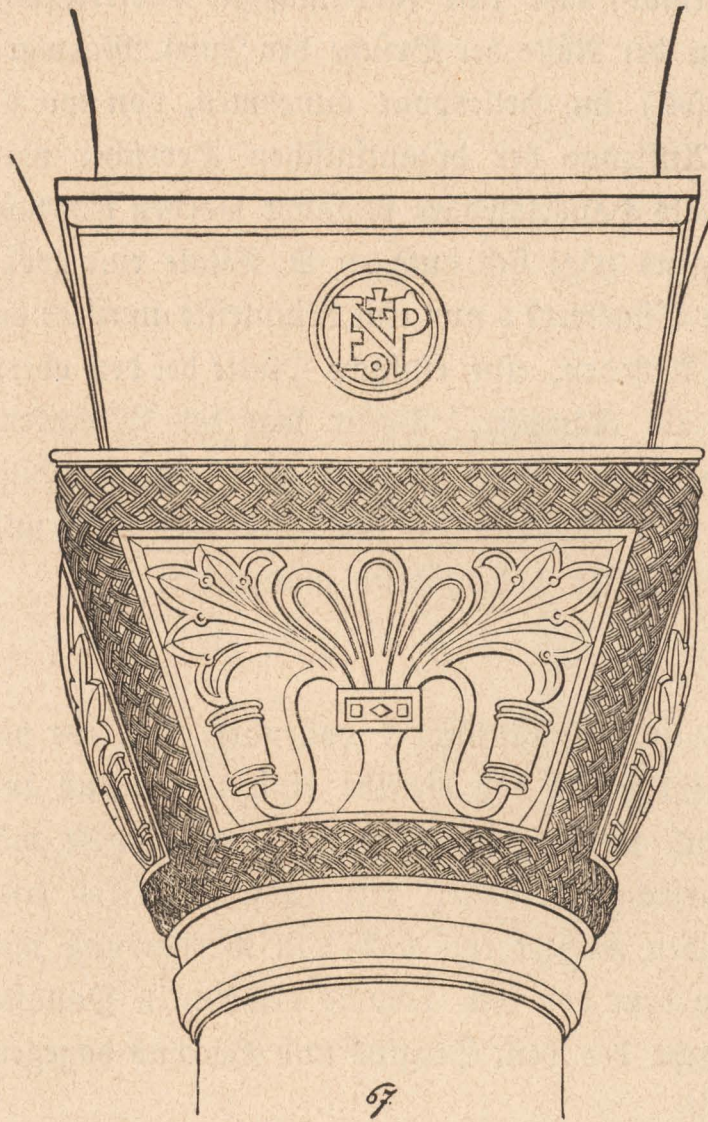
San Vitale zu Ravenna.

Mosaiken des Presbyteriums an, welche den Justinian und seine Gemahlin Theodora Geschenke bringend darstellen. Der nebenstehende Grundriß zeigt das Eigenthümliche der Anlage, welche hinsichtlich des innern Achtecks lebhaft an den oben S. 281 unter Fig. 45 gegebenen eines antiken Gebäudes, so wie an die beschriebene Grundform des sogenannten Tempels der Minerva medica zu Rom erinnert. Diese Aehnlichkeit erstreckt sich sogar auf die Grundform der auffallender Weise, vielleicht größerer Geräumigkeit wegen, schief vor zwei Polygonseiten gestellten Vorhalle, welche sich ähnlich so nicht nur an den genannten antiken Beispielen, sondern auch an einem von Agincourt a. a. O. T. XXIV, II. gegebenen, und an der Kirche S. Constanza zu Rom (S. oben Fig. 50) findet. Die hier wie in beiden erstern Beispielen

\*) Evagrius hist. eccl. lib. I. c. 14.

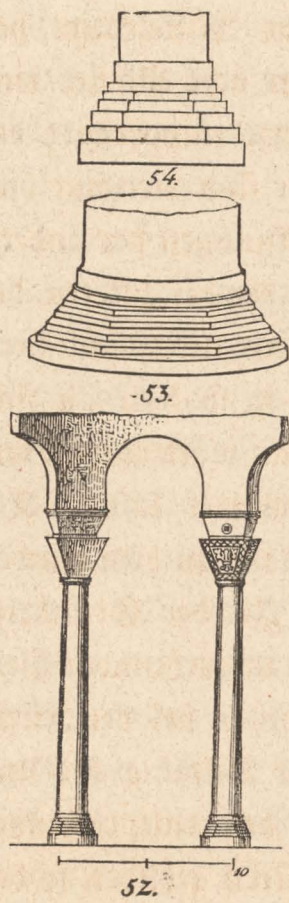
\*\*) Rich. Pockocke, Beschreib. des Morgenlandes 10. Band II. Taf. XXIV. S. 247.

mit den großen Bogenöffnungen zwischen den Pfeilern des innern Achtecks verbundenen Nischen sind mit bogentragenden Säulenstellungen, und zwar dem obern und obern Umgange entsprechend in zwei Stockwerken übereinander, durchbrochen, schließen sich aber oben durch eine Halbkuppel den geraden Seiten wieder an. Auch für diese Anordnung, welche ein mannigfaches Formenspiel hervorruft, läßt sich ein älteres Vorbild auffinden, wenn man auf den oben S. 281 unter Fig. 44 (nach Uggeri a. a. D.) dargestellten Eingang der Bäder Konstantins, an dessen mit A bezeichneten Rundbau sich ebenfalls Halbrundtunden bildende Säulenstellungen anschließen, einen vergleichenden Blick wirft. Nur an dem großen Schwibbogen des Altarraumes, durch welchen sich dieser in den Mittelraum öffnet, ist die halbrunde Nische fortgeblieben, indem hier auch die beiden Umgänge unterbrochen sind. Höchst merkwürdig ist die den Mittelraum überdeckende Kuppel, zu deren dem innern Polygonkreise entsprechenden Grundform im Halbkreis vorgewölbte Zwickel den Uebergang bilden, durch ihre originelle Konstruktion, deren Dauerhaftigkeit dreizehn Jahrhunderte bewährt haben. Auf möglichste Leichtigkeit berechnet, ist die Wölbung an ihrem untern Theile, so hoch die sie durchbrechenden Fensteröffnungen reichen, aus aufrecht gestellten irdenen Krügen gebildet, welche Amphoren ähnlich mit ihren zugespitzten Böden in den Mündungen der darunter befindlichen haften. Der obere Theil des Gewölbes besteht aus wagrecht liegenden kleineren Gefäßen von Cylinderform, welche ebenfalls in einander gesteckt eine über den Fensterbogen beginnende Spirallinie bilden, die im Scheitelpunkte der Kuppel endigt. Da diese cylinderförmigen Gefäßringe keine gegenseitigen Lagerflächen darbieten, so ist die Haltbarkeit der Wölbung fast nur durch die Festigkeit des Mörtels bedingt, mit welchem diese von beiden Seiten reichlich bedeckt ist; sein besseres Haften an den Gefäßen befördern die gewunden kannelirten Außenflächen der letztern. Die untern Spiralschichten sind doppelt und dreifach, überdies mittelst mehrerer Schichten von Amphoren über den Fensterbogen hintermauert, wie überhaupt die ganze Konstruktion ein Zeugniß für die Sicherheit und Kühnheit im Wölben ist, welche die byzantinischen Werkleute durch vielfache Erfahrung erlangt haben mußten\*). Sinnreich ist auch die Weise, in welcher der Schub der Mittelwölbung durch die zwischen den künstlichen Wölbungen der Umgänge eingespannten Gurtbögen auf die Ecken der äußern Umfassungsmauern geleitet ist. Nicht nur inwendig, sondern

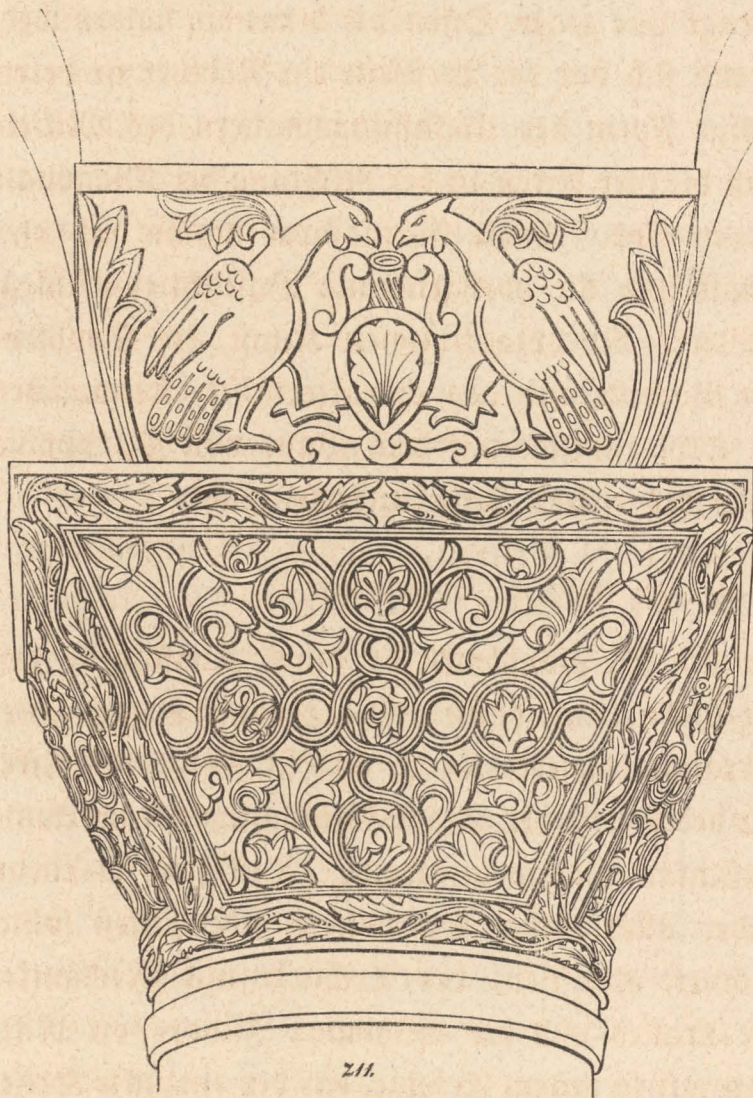


auch im Außern treten die Gurtbogenpfeiler strebepfeilerartig hervor, ein Princip, welches die verständigen Baukünstler des spätern Mittelalters so erfolgreich durchführten. Die dazwischen befindlichen Umfassungsmauern konnten nun viel schwächer gemacht werden, ein Fortschritt, welcher namentlich hervorleuchtet, wenn man das altrömische, ungeheuerere Widerlagsmauern anwendende Verfahren dagegen hält, wie es noch an der verwandten Konstruktion des oben S. 280 unter Fig. 58 dargestellten Rundbaues zu Nocera hervortritt. Das Außere von S. Vitale ist schmucklos und zeigt nur den einfachen Backsteinverband, vermittelt dessen ähnlich wie an den oben beschriebenen byzantinischen Basiliken Ravennas auch die Kranzgesimse gebildet sind. Dagegen führt uns das Innere den byzantinischen Styl in seiner eigenthümlichsten Entwicklung zur Zeit seiner höchsten Blüthe vor, und es gewinnt diese Kirche deshalb für uns, denen die aus dieser Periode in Konstantinopel selbst noch erhaltenen Denkmäler bis jetzt nur höchst unvollständig bekannt sind, einen besonderen Werth. Vor allen verdient hier die Ausbildung des Säulenschmuckes,

\*) S. die ausführlichen Darstellungen bei Agincourt Taf. XXIII, und bei Gailhabaut, Denkm. d. Bauk. 8. Lief.



der auch im Gewölbestyl jetzt noch einen wesentlichen Bestandtheil der reicheren Entfaltung ausmacht, näher betrachtet zu werden. Auffallend ist zunächst die eigenthümliche Bildung des Kapitells und des damit verbundenen Kämpferaufsatzes, eine Ausprägung, welche von nun an im byzantinischen Style festgehalten wird. Der Holzschnitt Fig. 67 stellt ein Kapitell der untern Säulenstellungen in den Nischen des Mittelraums vor; Fig. 52 ein Säulenpaar derselben mit den Bogen darüber in vollständigem Aufriß, so wie Fig. 53 und 54 die dazu gehörigen Säulenfüße in geometrischer und perspektivischer Ansicht; das Kapitell Fig. 211 ist den Säulen entnommen, welche in den Bogenöffnungen neben dem Presbyterium aufgestellt sind \*). In der starren Hauptform derselben, welche gleichsam nur eine Wiederholung des schmucklosen Kämpferblocks darüber zu sein scheint, in der leblosen, an Goldstickereien erinnernden Bildung der Ornamente erkennt man das schon oben S. 279 hervorgehobene Streben nach mathematischer Regelmäßigkeit und Künstlichkeit, wie es den in unzähligen ängstlichen Sagen verknöcherten Lebensformen des byzantinischen Reiches gemäß sein mußte. Nicht unerheblich für die Entstehung dieser Kunstformen ist es auch, daß man an andern Bauwerken verschiedener Gegenden ganz dieselben Kapitele gefunden hat, wie sie S. Vitale

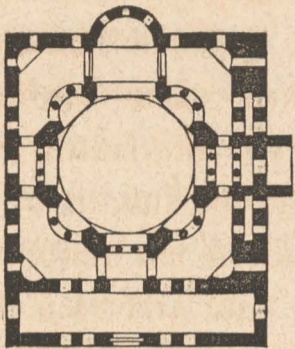


aufweist. So sieht man beispielsweise an der weit späteren Kirche der Theotokos zu Konstantinopel Kapitele, welche vollkommen einigen der im obern Umgange befindlichen Säulen gleichen; ferner befindet sich das Kapitell Fig. 67 genau so nicht nur in der Hauptkirche zu Parenzo, sondern auch auswendig an der Vorhalle von S. Marco zu Venedig. Diese Uebereinstimmung und das gleiche Material der Säulentheile (prokonnesischer Marmor) läßt eine fabrikmäßige Verfertigung derselben in der Nähe der Brücke der Insel Marmara (Prokonnesos) im Hellespont annehmen, von wo sie dann im Auftrage der byzantinischen Herrscher oder wohl auch als Handelswaare versandt worden sein mögen. Uebrigens zeigt sich auch an S. Vitale eine große Armuth an Simswerk: nur eine Rinneleiste umzieht bei den untern Arkaden, eine einfache Platte bei den obern die Pfeiler als Kämpfer. Dafür war der Mosaikenschmuck, von dem sich Reste und zwar am vollständigsten an den Wandflächen des Presbyteriums und der Apside erhalten haben, desto glänzender.

**S**ogleich die Kirche der heil. Sergius und Bacchus zu Konstantinopel vollendet war, ehe die von S. Vitale begonnen wurde, und es wahrscheinlich ist, daß dieselbe einigen Einfluß auf die Gestaltung der letztern ausübte, so ist sie doch wegen ihrer nähern Verwandtschaft mit der Sophienkirche, der sie die Benennung „Kleine Sophienkirche“ verdankt, hier zwischen beiden eingereiht. Justinian erbaute sie vor seiner Erhöhung auf den Kaiserthron (527) in Verbindung mit einer Basilika zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus an dem von ihm damals bewohnten Pallaste des Hormisdas \*\*). Jene Basilika ist verschwunden, die Kirche der heil. Sergius und Bacchus dagegen

\*) Das Werk verdankt die Zeichnungen zu Fig. 67 und 211, welche alle bisher veröffentlichten an Genauigkeit und Deutlichkeit übertreffen, der gefälligen Mittheilung des Herrn Prof. Hefsemeyer zu Frankfurt a. M.

\*\*\*) Zonaras, comment. in can. 3. conc. in templo S. Sophiae edit. Rom. p. 52.



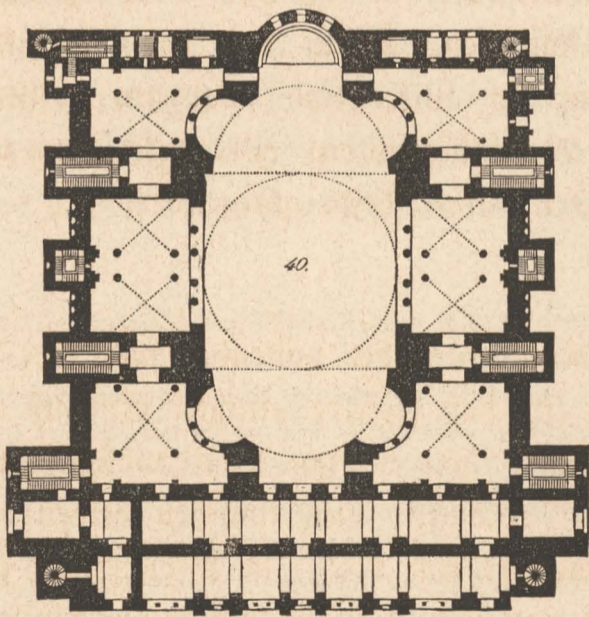
S. S. Sergius und Bacchus  
zu Konstantinopel.

als türkische Moschee noch jetzt vorhanden. Der achtseitige Mittelraum hat große Ähnlichkeit mit dem von S. Vitale. Auch hier tragen acht Pfeiler eine runde aus Ziegeln konstruirte Kuppel, welche über das Ganze emporragt; der halbrunden, mit Halbkuppeln überwölbten Säulenebdren aber sind hier nur vier und diese nach den Diagonalen gestellt, während drei Bogenöffnungen der andern Seiten durch geradlinige Säulenstellungen ausgefüllt sind, die der vierten der Apsis entsprechende aber ganz offen geblieben ist \*). Einen alterthümlichen Charakter tragen die Säulenkäufe des obern Stockwerkes in so fern an sich, als sie mehr oder weniger dem antiken jonischen Kapitell mit blätterverziertem

Halse gleichen, auf welchem dann der hier auffallend hohe Kämpferblock um so schwerer lastet. Die Kapitelle der untern Säulen werden lediglich aus letztem gebildet und ist der Uebergang zu dem runden Säulenschaft nur durch einiges ringförmig herumgeführte Leistenwerk vermittelt. In der Grundrissgestaltung der Umgebung des Mittelraums zeigt sich aber ein ganz neues Element. Unverkennbar liegt hier eine Verbindung des kreuzförmigen Grundrisses mit dem Oktogon vor, wie sie schon bei der Kirche des Simon Stylites hervorgehoben wurde, doch sind die Umfassungsmauern der zur Bildung des Umgangs zwischen die kurzen Kreuzarme gelegten Räume nicht gleichlaufend mit den entsprechenden Seiten des Achtecks, sondern gleichsam durch Verlängerung der Vorderseiten der erstern gebildet, so daß das Ganze die Form eines Rechtecks erhält. Aus diesem ragt nur gegen Osten die inwendig halbrunde, auswendig aber dreiseitig geschlossene Apsis hervor, während sich vor der Westseite ein Narthex in deren ganzer Breite hinzieht. Im Innern ist jedoch die achteckige Form der Umfassungsmauern des Mittelraumes dadurch einigermaßen wiederhergestellt worden, daß die vier Ecken in der Richtung der Diagonale geradlinig abgestumpft und mit Nischen ausgefüllt worden sind. Diese Grundform mochte sich hier vornehmlich wegen des bessern Anschlusses an den Pallast und die obengenannte Basilika empfehlen, ihrer selbst willen fand sie aber an dem bedeutendsten Werke der byzantinischen Kunst, der Sophienkirche, Anwendung und wurde durch diese das allgemeine Vorbild und das charakteristische Kennzeichen der Kirchen aus der zweiten Periode des byzantinischen Styls, welche mit dem Baue von S. Sophia beginnt und, wie schon oben bemerkt, etwa bis zum Ende des elften Jahrhunderts reicht.

## 2. Der Byzantinische Styl von Justinian bis zum zwölften Jahrhundert.

Nachdem der erste oben (S. 273) erwähnte Bau der S. Sophienkirche durch Konstantin den Großen von dessen Sohne Konstantius erweitert (340), und dann von Theodosius nach einer Zerstörung durch Feuer erneuert worden war, brannte dieselbe im J. 532 in Folge des Nika-



Grundplan von S. Sophia zu Konstantinopel nach Uggeri.

Auffstandes mit der Hälfte der Stadt Konstantinopel abermals ab. Kaiser Justinian machte ungeheuerer Anstalten zu einem Neubaue, welcher alles bisher Dagewesene übertreffen sollte. Zwei ausgezeichnete Künstler, der Architekt und Mechaniker Anthemios von Tralles und der Bildhauer Isidor von Milet leiteten den Bau mit so gutem Erfolge, daß der entzückte Kaiser bei dessen Einweihung zu Ende des J. 537 in freudigem Stolz ausrief: „Ich habe dich besiegt, Salomon!“ Sowohl die riesige Größe, als namentlich auch die noch nie gesehene Pracht desselben, beide nachher auch nicht annähernd wieder erreicht, ließen diesen Tempel den Zeitgenossen und den spätern Geschlechtern als ein Weltwunder erscheinen, in dessen überschwänglichem Lobe die byzantinischen Schriftsteller sich erschöpfen. Mag hieran die der vergötterten Macht des Herrschers gegenüber so natürliche Schmeichelei, so wie die byzantinische Art und Weise überhaupt

\*) Petrus Gyllius, Descript. Constantinop. lib. II. c. 14.

ihren Antheil haben, — begreiflich erscheint diese Bewunderung eines Bauwerkes immerhin, das auch jetzt noch in seiner verkümmerten, durch die Einrichtung für den muhamedanischen Gottesdienst verödeten, durch bilderfeindliche Zerstörung und Uebertünchung seines Mosaikschmucks bisher gänzlich beraubten Gestalt namentlich im Innern eine mächtige Wirkung auf den Beschauer nicht verfehlt. Bei alle dem läßt ein Blick auf voranstehenden Grundriß leicht eine Zusammenstückelung verschiedener Formen erkennen, welche noch nicht zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen und zur klaren Durchbildung gekommen sind, so daß er darin den rein ausgeprägten, einfacheren Formen von S. Vitale und selbst der Kirche der hh. Sergius und Bacchus nachsteht, wenn auch allerdings spätere, der größeren Festigkeit wegen unternommene Veränderungen des ersten Planes hiervon theilweise die Schuld tragen. Offenbar liegt auch hier die Form eines innerhalb einer quadratischen Umschließung beschriebenen Kreuzes zum Grunde, indem sich gegen Osten und Westen zwei ungeheure Halbkreistunden, gegen Norden und Süden zwei rechtwinkelige Kreuzesarme vermittelst kolossaler Schwibbogen in den quadratischen Mittelraum öffnen. Erstere gleichen vollkommen den zwei entsprechenden, nur durch das große Mittelquadrat von einander getrennten Hälften des obenstehenden Grundrisses von S. S. Sergius und Bacchus; letztere, welche ursprünglich mit Tonnengewölben bedeckt werden sollten, wurden später durch in zwei Stockwerken übereinander aufgestellte und durch Arkaden verbundene Säulenreihen und einer von diesen getragenen Schildmauer von dem Mittelraume abgeschnitten, weil nach dem im J. 558 geschehenen Einsturze des östlichen Theiles der großen Kuppel die Verstärkung der Pfeiler innerhalb des nördlichen und südlichen Schwibbogens, so wie die Untermauerung beider durch den jüngern Isidor, einen Neffen des vorgenannten gleichnamigen Künstlers, sich als nöthig erwies, während anfangs alle vier Schwibbögen offen gewesen waren\*). Die dadurch gebildeten Seitenräume wurden nun im oberen Stockwerke zur Erweiterung der auch hier nach byzantinischer Sitte in der Höhe angeordneten Frauengallerie benutzt, welche ursprünglich wohl auf die vier Säle hinter den kleineren Säuleneedern der Halbkreistunden beschränkt war\*\*); die untern Säle zu beiden Seiten des Mittelraums wurden von den Männern eingenommen. Diese Veränderungen verleihen jetzt dem Grundplane einen doppelten Charakter. Während vorher die Kreuzesform entschiedener hervortrat, erinnert nunmehr nach dem Abschneiden der nördlichen und südlichen Querarme das Ganze einigermaßen an die Basilika, indem das große Mittelquadrat mit den gegen Osten und Westen angefügten Halbkreistunden ein fast ovales, längliches Mittelschiff bildet, an welches sich die Räume zu beiden Seiten mit ihren durch die anstoßenden Säle in den Kreuzeswinkeln in der Längsrichtung von Osten nach Westen gebildeten Verlängerungen gleich Seitenschiffen anschließen. Eine kleinere Concha gegen Osten, welcher ein rechtwinkelig abgeschlossener Verbindungsbogen mit den drei aus dem Narthex hereinführenden Haupteingängen entspricht, vermehrt die Aehnlichkeit\*\*\*). Dagegen ruft die Grundform des gesammten inneren Raumes, welcher innerhalb der Umschließungsmauern beinahe ein vollkommenes Quadrat von 241 F. Länge und 224 F. Breite bildet, das Centralssystem zurück, welches sich noch mehr im Oberbaue ausschließend geltend macht. Der eben genannte Narthex läuft in seiner, fast der ganzen Breite der Westfront gleichkommenden Länge vor dieser hin, und erscheint im Grundrisse gleichsam doppelt oder zweischiffig dadurch, daß sich an ihn der östliche Theil der den westlichen Vorhof früher von

\*) So berichtet ausdrücklich Agathias de reb. gest. Justiani lib. V. Die Seitenmauern der hiernach im ursprünglichen Plane gelegenen, nördlichen und südlichen Kreuzflügel erheben sich noch hoch über die Dachungen der jetzigen, viel niedrigeren Seitengalerien bis zu dem Fuße der Mittelkuppel und bilden somit gleichsam vier ungeheure Strebepfeiler, welche in den obern Theilen ihrer vorderen Stirnseiten enge, auf das Kuppeldach führende Treppen enthalten. Diese auf der unten gegebenen, äußern Ansicht der Kirche von der Ostseite ersichtlichen kolossalen Mauerkörper entstellen in ihrer jetzigen unorganischen Form das Äußere der Kirche in hohem Grade und würden auch ohne jene historischen Andeutungen eine spätere Abweichung von dem ersten Plane vermuthen lassen.

\*\*\*) Bei der neben der Sophienkirche gelegenen und dieser offenbar nachgebildeten Kirche der h. Irene ist die Frauenempore zwar auch durch die nördlich und südlich an die mit der Hauptkuppel bedeckte Mittelvierung anstoßenden Kreuzflügel durchgeführt; letztere steigen aber dennoch mit ihrer aus Tonnengewölben gebildeten Decke bis dicht unter die Zarge der Mittelkuppel empor, so daß nur etwa ein Drittel der Höhe durch die den Fußboden der Frauenempore tragenden Arkaden verbaut wird. Es ist nicht unmöglich, daß eine derartige Einrichtung auch bei der Sophienkirche gleich von Anfang an beabsichtigt war; die jetzigen Bogenstellungen und Gewölbe der Seitengalerien sind aber offenbar erst nach der gemeldeten Verstärkung der Hauptpfeiler und Unterfangung der großen Schwibbögen durch untergezogene Bögen von kleinerer Spannweite entstanden.

\*\*\*)) Auf dem vorstehenden vom Verfasser dieser Forts. schon fertig vorgefundenen Holzschnitte ist der äußere Umriß der kleineren östlichen Concha in so fern unrichtig angegeben, als derselbe nicht halbrund, concentrisch mit der innern Wandfläche, sondern in drei Polygonseiten gebrochen erscheinen muß, wie solches auch aus der unten gegebenen Ansicht der Ostseite erhellt. Dieselbe Abweichung von der Wirklichkeit ist auch auf dem unmittelbar vorher gegebenen Grundrisse von S. S. Sergius und Bacchus zu berichtigen.

allen vier Seiten umgebenden Bogenhallen unmittelbar anschließt, während bis auf einen geringen Rest an der Südseite und einen Theil der äußern Umfassungsmauer auf der Nordseite die längs der drei übrigen Seiten des Vorhofes hinlaufenden Hallen jetzt verschwunden und unansehnliche Wohnungen der türkischen Imams an ihre Stelle getreten sind. Nach diesen Resten zu schließen, hatte der Vorhof, welchen man sich bei vorstehendem Grundrisse hinzudenken muß, keine quadratische Form, sondern es scheint seine Tiefe (in der Richtung von Westen nach Osten) nur 105 F. betragen zu haben, während seine Breite 154 F. betrug. Ueberblicken wir nun den eben im einzelnen beschriebenen Grundplan der S. Sophia noch einmal im Ganzen, so erscheint derselbe vorzüglich geeignet, um als Beleg der bereits oben (S. 278) ausgesprochenen Ansicht zu dienen, daß sich in den byzantinischen Centralbauten der eigenthümliche Charakter des byzantinischen Wesens im Gegensatz zu dem volksthümlicheren Geiste, welcher die Einrichtungen des Abendlandes durchweht, gleichsam verkörpert zeigt, namentlich in der ausschließlichen Bestimmung des so bedeutend hervorgehobenen Mittelraums, gegen welchen die Nebenräume in Ausdehnung und Ausschmückung gleichsam verschwinden, zur Begehung der gottesdienstlichen Ceremonien und zur Aufnahme der bei diesen thätigen Aleriker. Während nämlich in der östlichen Halbrunde der mit beispielloser Pracht ausgeschmückte Altar stand, über den sich thurmartig ein auf vier Säulen ruhendes Altargehäuse (Siborium) erhob, und die in erstere einmündende Apsis nach altchristlicher Sitte den Thronstuhl des obersten Bischofs und die sich ihm zu beiden Seiten anschließenden Sitze der höhern Geistlichkeit enthielt\*), war das große Mittelquadrat, in dessen Mitte etwa der mächtige Ambon mit seiner ihn überdeckenden, von acht Säulen getragenen Kuppel sich erhob, und wahrscheinlich auch noch die westliche Halbrunde zur Aufnahme der Diakonen, Subdiakonen, Vorleser und Chorsänger, deren Zahl von Justinian für die Hauptkirche auf 525 beschränkt wurde\*\*), bestimmt, und bildete somit den eigentlichen Chorraum\*\*\*). Der Raum für das Volk aber, welcher im Basilikenstyl, wenigstens der Ausdehnung nach, einen so wesentlichen Bestandtheil des Ganzen ausmacht, wird hier gleichsam nur von den Winkeln und Ecken gebildet, welche neben dem für den Kultus selbst bestimmten Hauptraum übrig bleiben, und war durch Gitter und Brüstungsmauern von diesem abge sondert.

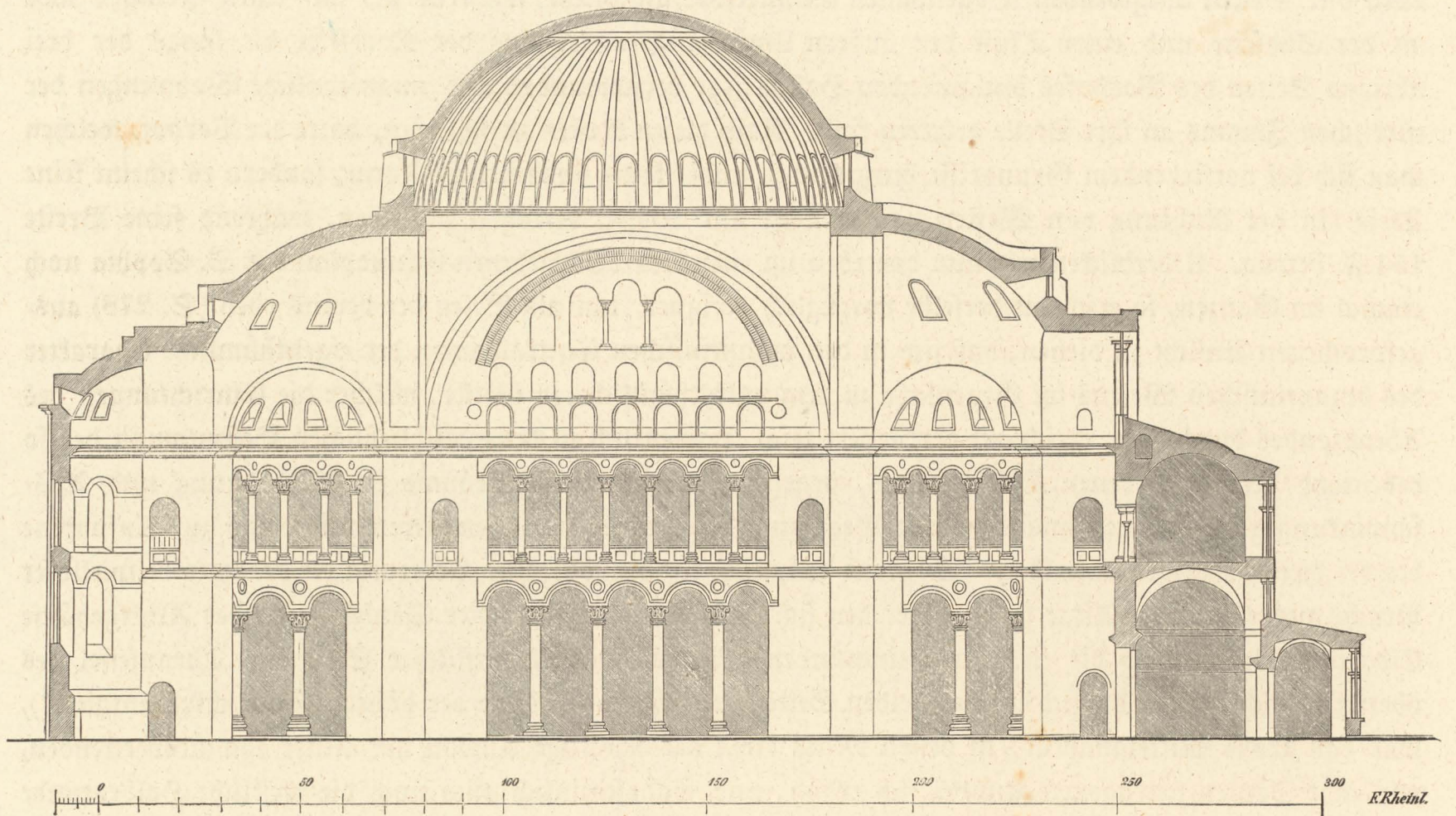
Betrachten wir den Bau nach seiner Höhendimension, so finden wir auch hier den mittleren Raum bedeutend hervorgehoben. Die vier mächtigen, an den Ecken des großen Mittelquadrats aufgestellten Pfeiler, auf denen und den von ihnen getragenen Schwibbögen die weltberühmte, den ganzen Bau krönende Kuppel ruht, bilden mit ihren Strebemauern den Kern der ganzen Konstruktion, an welchen alle übrige Theile gleichsam nur ausfüllend und zur Abschließung gegen außen dienend sich anlehnen. Im Gegensatz zu dem Backsteinmauerwerk der letztgenannten Theile des Gebäudes aus mächtigen Quadern aufgeführt, steigen sie bis zu einer Höhe von 72 F. senkrecht empor, woselbst die vier großen Schwibbögen ihren Anfang nehmen. Letztere haben gegen Osten und Westen, wo die Halbkuppeln der beiden Halbrunden sich anfügen, eine lichte Spannweite von 100 F.; die Bögen gegen Süden und Norden sind nach ihrer oben bereits erwähnten Unterfangung durch den jüngern Sidor eigentlich nur Blendbögen, indem die nur nach außen, im Innern aber nicht vor den später eingefesteten Füllmauern hervortretenden Entlastungsbögen, deren Spannweite durch die gleichzeitig bewirkte Verstärkung der Pfeiler auf 72 F. verringert worden ist, nach dieser Seite hin das Gewicht der oberen Theile tragen †). Aus den vier Winkeln zwischen den erstgenannten Schwibbögen wölben sich, dem obern Rande derselben folgend, Zwickelwölbungen (sogenannte Pendentifs) vor, welche nach

\*) Nach der Annahme des gelehrten Du Cange (Commentar. ad Paul. Silent. Constantinop. Christ. lib. 3. c. 53) hätte der Altar in der kleinen östlichen Apsis gestanden, welche Stelle er demselben auch in dem von ihm gegebenen Grundrisse anweist. Abgesehen davon, daß der Altar mit seinem kolossalen Ueberbaue darin weder genügenden Platz gefunden hätte, noch überhaupt hier für das in den Seitenhallen versammelte Volk sichtbar gewesen sein würde, widerspricht dieser Annahme die bestimmte Nachricht bei den ältern byzantinischen Historikern Theophanes, Prokop, Kedrenos und Zonaras, nach welcher der Altar sammt seinem Siborium durch den oben erwähnten Einsturz des östlichen Theiles der großen Mittelkuppel zertrümmert worden ist. Er muß daher in der östlichen Halbrunde und zwar nahe an der Stelle, wo sich diese an das große Mittelquadrat anschließt, also etwa unter dem letzteren nach Osten hin begrenzenden großen Schwibbogen gestanden haben.

\*\*) Nov. III. Praef. und c. I.

\*\*\*) Constantinopolis Christ. lib. III. c. 77 u. 78.

†) Auf dem nachstehenden Holzschnitte, welcher das Längenprofil der Kirche in der Hauptaxe von Osten nach Westen darstellt, sind diese 5 F. starken, aus 4 Ziegelschichten gebildeten Entlastungsbögen ersichtlich. Die untern Theile derselben zu beiden Seiten zunächst über den Anfängern fallen mit den hier anstoßenden Fensteröffnungen zusammen, so daß die entsprechenden Gewände der letztern zugleich einen Theil von der Bogenleibung der erstern bilden.

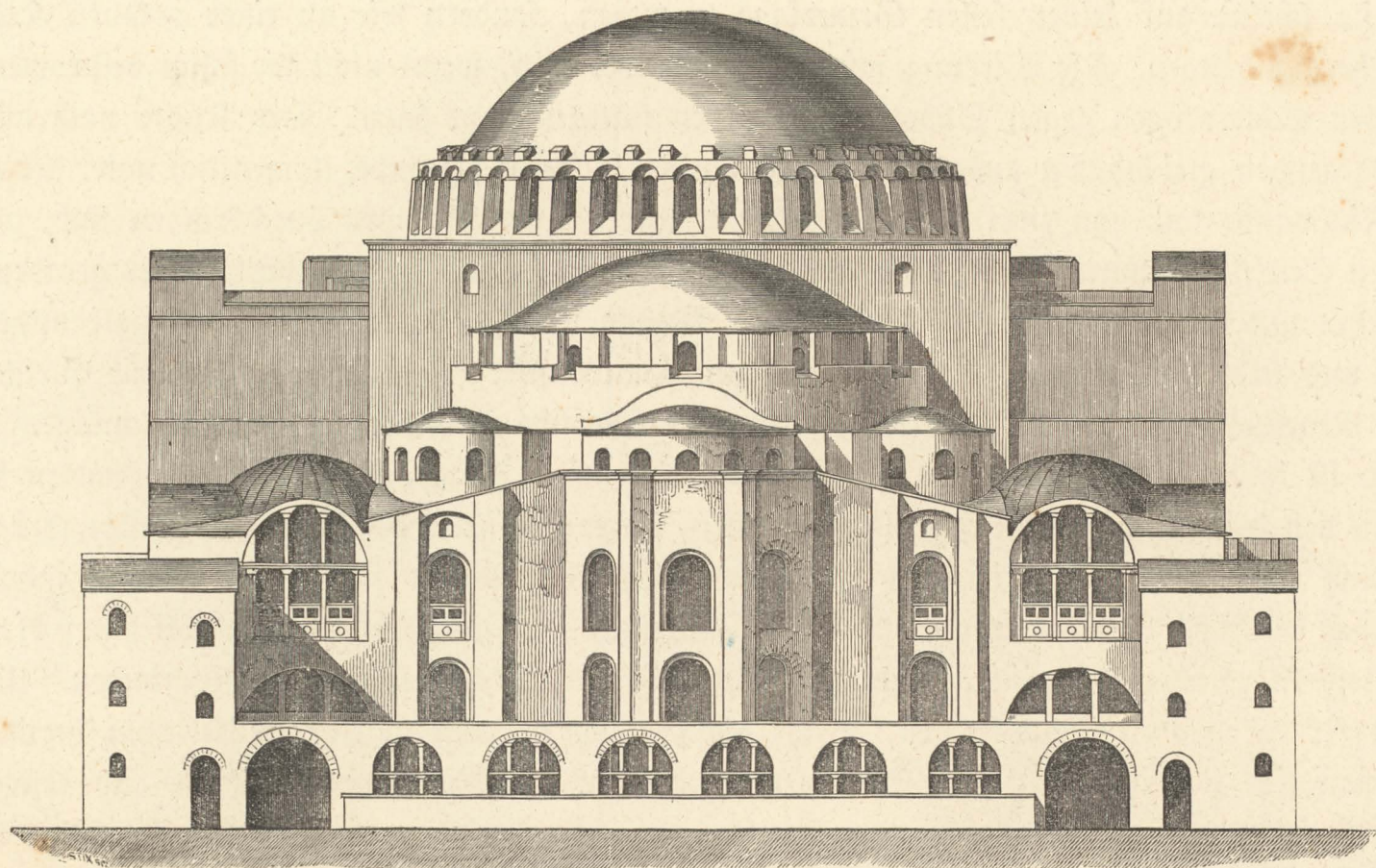


S. Sophia zu Konstantinopel, Durchschnitt in der Richtung der Mittelaxe von Osten nach Westen.

einem der Hälfte der Diagonale des großen Mittelquadrates gleichen Halbmesser konstruirt, endlich über den Scheiteln der Schwibbögen zusammenstoßen. Hier endigen sie in einer gemeinsamen aus großen Werkstücken gebildeten Ringschicht, deren offener Durchmesser einer Seite des Mittelquadrats gleichkommt. Sie bilden also Theile einer Kuppel, welche über einem durch die Ecken des Mittelquadrats gelegten Grundkreise errichtet erscheint und von welcher sowohl an der Grundlinie, als am Scheitel Kugelsegmente abgeschnitten worden sind, deren Sehnen die Seiten des Mittelquadrats entsprechen. Ueber der eben genannten Ringschicht beginnt nun, einen 2<sup>3</sup>/<sub>4</sub> F. breiten Gang auf derselben frei lassend, die eigentliche, mit einem kleineren Halbmesser, als jene Zwickelwölbungen, konstruirte Kuppel, deren Scheitelpunkt sich 197 F. über dem Fußboden der Kirche erhebt. Bei 104 F. Spannweite an der Basis hat sie eine Pfeilhöhe von 46<sup>3</sup>/<sub>4</sub> F. und bleibt demnach nur wenig unter dem Halbkreise. Dicht über ihrer Basis ist die Kuppel mit vierzig Fenstern durchbrochen, deren Zwischenpfeiler strebepfeilartig nach außen vorspringen. Berücksichtigt man die Angabe der ältern Geschichtsschreiber, welche uns über den Bau der Hagia Sophia berichten, des Prokop, Agathias und Theophanes, welchen zu Folge die Kuppel anfangs niedriger gewesen und nach dem schon erwähnten Einsturze im J. 558 um 20 oder 25 F. erhöht worden ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß die erste Kuppel mit den eben erwähnten Zwickelgewölben eine ununterbrochen fortlaufende Wölbung gebildet habe, und zwar eine Kuppel von derselben abgestuften Form, wie sie uns, wenn auch noch unvollkommen entwickelt, bereits oben S. 283 in der Kuppel von S. Nazareo e Celso zu Ravenna entgegengetreten ist, und daß der genannte, zur Wiederherstellung derselben berufene Architekt in der zu flachen Spannung des obern Theiles ihrer Wölbung die Ursache ihres Einsturzes erkannt und diese nun durch das Aufsetzen einer neuen Kuppel von viel geringerer Spannweite zu entfernen gesucht habe. Hat nun auch die ganze Gliederung des Baues dadurch an Einfachheit verloren, und ist eine complicirtere Zusammensetzung mehr willkürlich vereinigter Theile an ihre Stelle getreten, so darf doch nicht geleugnet werden, daß eine große technische Schwierigkeit damit in glücklicher Weise gelöst und zugleich der ganzen Konstruktion der Anschein einer viel größeren Kühnheit verliehen ist. Denn indem die Kuppel nunmehr erst über den Scheiteln der weiten Schwibbögen, welche selbst nur auf vier Punkten zu ruhen scheinen, beginnt, und überdieß durch die Zurücksetzung ihres Fußkranzes von dem sie tragenden Unterbau scheinbar abgeschnitten ist, so schwebt sie für den von unten zu ihrer schwindelnden Höhe Aufblickenden gleichsam in der Luft, und es konnte Prokop von ihr das Gleichniß



wagen, sie scheine auf keiner festen Grundlage zu ruhen, sondern wie an einer goldnen Kette vom Himmel herabzuhängen. Die Wirkung würde noch größer sein, wenn nicht die schon besprochene Ausfüllung der Schwibbögen gegen Süden und Norden stattgefunden hätte. Der früher nach allen vier Himmelsgegenden gleichmäßig ausgedehnte freie Raum erscheint hierdurch namentlich unter der Kuppel, wo die Füllwände nur von zwei Reihen unansehnlicher Fensteröffnungen durchbrochen sind, gleichsam von beiden Seiten zusammengedrückt. Offenbar bilden diese Füllwände, welche in ihrer geraden Fläche unangenehm mit den majestätischen, ihnen gegen Westen und Osten entsprechenden Halbkuppeln kontrastiren und selbst mit der von den byzantinischen Baukünstlern so ängstlich erstrebten Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit im Widerspruche stehen, die schwache Seite der ganzen Bauanlage. Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung, daß ungeachtet der großen, der Hagia Sophia gewidmeten Bewunderung bei den späteren byzantinischen Kirchenbauten, für welche sie in den wesentlichen Grundzügen stets als Schema diente, dennoch die eben betrachtete Eigenthümlichkeit sich nirgends nachgeahmt zeigt, sondern daß vielmehr bei diesen die zwei sich innerhalb der quadratischen Umschließung kreuzenden Schiffe stets in gleicher Höhe in das mit der Kuppel gekrönte Mittelquadrat einmünden. Unterhalb der Kämpfer der großen Schwibbögen, welche als Gesims um den ganzen Mittelraum herumgeführt sind, öffnen sich in diesen die zwei Stockwerke der längs der Nord- und Südseite sich erstreckenden oberen und unteren Gallerien durch von Säulen getragene Arkaden, mit welchen sowohl die an die Halbrundtenden angefügten Credren und zwar genau in der an den Kirchen der hh. Sergius und Bacchus zu Konstantinopel und S. Vitale zu Ravenna oben angetroffenen Weise, als auch die eben betrachteten Füllmauern der großen Schwibbögen gegen Norden und Süden durchbrochen sind. Da es bei der großen Breite der Seitengallerien an genügender Höhe für eine einfache Ueberwölbung derselben fehlte, so hat sich der Architekt damit geholfen, daß er in beiden Stockwerken hinter die nach innen gekehrten Säulenreihen und längs der Umschließungsmauern einige Fuß von beiden entfernt Säulen von geringerer Höhe aufgestellt und die in solcher Weise durch Theilung verringerten Spannweiten mit Kreuzgewölben zwischen Tonnengewölben oder breiten Gurtbogen überdeckt hat. Dieses Hülfsmittel ist freilich, obgleich geschickt versteckt und vom Mittelraume aus kaum bemerkbar, ebenso unästhetisch als konstruktiv fehlerhaft, und es hat der Architekt, um den leicht voranzusehenden nachtheiligen Folgen des Schubes dieser Gewölbe auf die innern Säulenarkaden zu begegnen, gleich von vornherein starke eiserne Anker dicht über den Kapitellen der Gewölbeträger hindurchlegen müssen, welche auf der einen Seite in die Außenmauern eingreifen und auf der andern die Schäfte der innern Säulen als Ringe umfassen. Nach außen sind diese Gewölbe zu einer etwas geneigten, den Wasserabfluß begünstigenden Fläche abgeglichen, aus welcher die Scheitel der Kreuzgewölbe als flache Kuppeln hervorsehen. Es wird somit die Bedachung lediglich durch die mit Blei belegten Rückflächen der Gewölbe gebildet, wie dieses auch ganz so bei der Bedachung der übrigen Gewölbe, namentlich der großen Hauptkuppel und der beiden Halbkuppeln, so wie der sich an diese anschließenden Apsiden der Fall ist. Diese freilich alle Feuergefahr ausschließende Art der Dachbildung, deren Nachtheile aber doch nur in einem südlichen Klima weniger hervortreten, entspricht indessen vollkommen der schon oben S. 278 angedeuteten Tendenz der byzantinischen Architektur, und bleibt von nun an eine charakteristische Eigenthümlichkeit derselben bis in deren späteste Entwicklungsperiode. Für die äußere Erscheinung des Gebäudes ist dieses Verfahren, welches auch auf die untern Gebäudetheile angewendet, das Außere lediglich zu der Rehrseite des Innern macht, aber auch in ästhetischer Beziehung nicht vortheilhaft, wie ein Blick auf den nachstehenden, die Ostseite der Sophienkirche darstellenden Holzschnitt zeigt, und hat auch in der spätern Zeit die Entwicklung einer eigentlichen Architektur des Außern innerhalb des Kreises der byzantinischen Kunst verhindert. Die verhältnißmäßig so rohe und unorganische Bildung der Außengestalt von S. Sophia, welche in dem grellsten Gegensatze zu der märchenhaften Pracht des Innern stehen mußte, ist indessen so recht geeignet, den Unterschied zwischen der neuen christlichen Kunstrichtung und der antiken Tempelarchitektur vor Augen zu führen, bei welcher gewissermaßen das umgekehrte Verhältniß vorwaltete. Erst der abendländisch-christlichen Kirchenbaukunst gelang es durch allmälige Ausbildung auch der äußern Architektur, namentlich des der byzantinischen Kirche fremden Thurmbaues, das richtige Verhältniß zwischen Innerem und Außerm herzustellen.

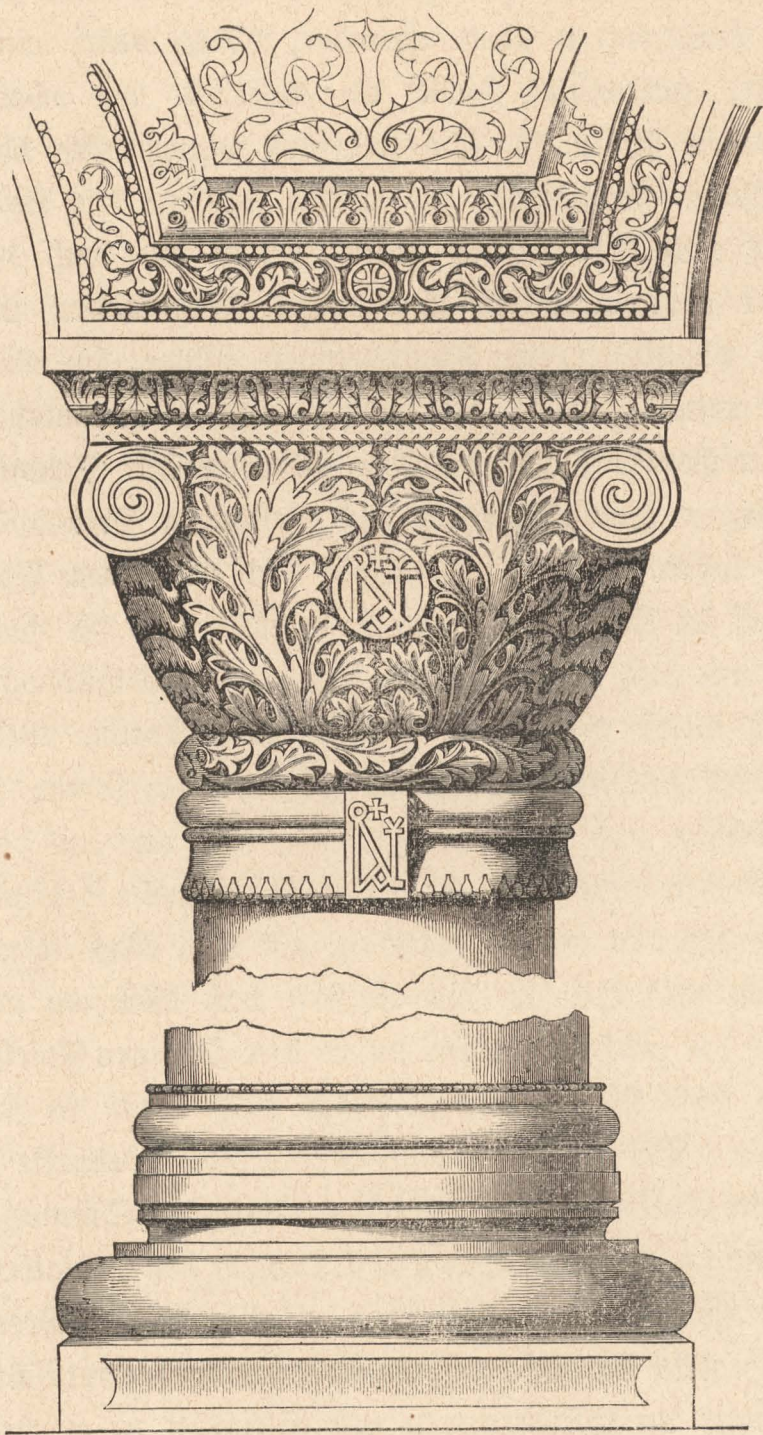


S. Sophia zu Konstantinopel, Ansicht der Dikseite.

Ueber das architektonische Detail und die Dekoration des Innern der Hagia Sophia \*) muß hier noch einiges hinzugefügt werden. Im Vergleiche zu der vorchristlichen antiken, namentlich der spätrömischen Architektur und ihrem oft überladenen Reichthum an Gliederungen und anderem plastischen Schmucke finden wir hier die Skulptur nur in sehr beschränktem Maße angewendet. Erklärt sich dieses einerseits aus dem Aufgeben des antiken Architravsystems überhaupt und aus der schon hervorgehobenen Richtung der byzantinischen Kunst auf ausschließliche Anwendung der Pfeiler- und Gewölbearchitektur, so muß doch der Hauptgrund dieser Erscheinung in der offenbaren Vorliebe für Mosaikenschmuck gesucht werden, welcher bei der Dekoration des Innern der Sophienkirche sich aller Wand- und Deckenflächen in einer Weise bemächtigt hat, daß alle Skulptur dagegen zurücktritt, und selbst die gesammte architektonische Gliederung darunter leidet. Gesimse finden sich nur da angewendet, wo sie als Kämpfer zur Bezeichnung der Gewölbanfänge oder zur Abtrennung der Arkaden der Frauenemporen von denen der untern Seitenhallen durchaus erforderlich waren, und sind dann nur aus den nöthigsten Gliederungen gebildet, so wie überhaupt von geringer Höhe und Ausladung. Auch die Säulen, obgleich kostbare Marmorarten zu deren Schäften verwendet wurden, erscheinen gleichsam nur zur Ausfüllung der Bogenöffnungen dienend, als ein herkömmlicher Schmuck, ohne die mindeste Bedeutung als eigentlich konstruktives Element. Die Schäfte derselben scheinen überdies, nach den mit Mühe ausgeglichenen Differenzen der Höhen und Durchmesser zu schließen, antiken Bauwerken entnommen zu sein, wie solches auch von den Geschichtschreibern ausdrücklich berichtet wird. Das Laubwerk ihrer Kapitelle hat ganz den leblosen, an Stickerereien erinnernden Charakter wie wir ihn schon oben an

\*) Ein glücklicher Umstand, die auf Befehl des jetzigen Sultans Abdul Medschid in den Jahren 1847 und 1848 bewirkte Restauration der Sophienkirche durch den Architekten Fossati, hat uns endlich eine genaue, allseitige Kenntniß dieses wichtigen Gebäudes verschafft und dadurch eine bisher so schmerzlich empfundene Lücke in der Kunstgeschichte ausgefüllt, während wir vorher uns mit den dürftigen und höchst ungenauen Darstellungen begnügen mußten, welche von einzelnen früheren Besuchern der Kirche gleichsam im Fluge und unter den schwierigsten Umständen flüchtig skizzirt worden waren. Bei dieser Restauration wurde das Gebäude nicht nur in konstruktiver Hinsicht vor dem immer zunehmenden Verfall gesichert, sondern auch der Mosaikenschmuck des Innern von der ihn seit der türkischen Eroberung bedeckenden Kalktünche befreit und gereinigt, so daß derselbe bis auf die figürlichen Darstellungen, welche den Vorschriften des Koran gemäß wieder mit einem Anstrich verdeckt werden mußten, ebenso wie vor dreizehn Jahrhunderten dem Beschauer entgegenstrahlte. Wir besitzen seitdem zwei vortreffliche Werke über die S. Sophia, das eine von dem verdienten Restaurator selbst unter dem Titel: „Aya Sophia Constantinople, as recently restored by order of H. M. the Sultan Abdul Medjid, by G. Fossati, London 1852“, herausgegeben, das andere von dem k. preussischen Architekten W. Salzenberg, welcher im Auftrage S. M. des Königs von Preußen die durch die erwähnte Restauration gebotene Gelegenheit zur Aufnahme des Gebäudes benutzte. Letzteres Werk umfaßt unter dem Titel: „Die altchristlichen Baudenkmale von Constantinopel vom 5. bis 12. Jahrhundert von W. Salzenberg, Berlin, 1854“, außer der S. Sophia noch vier andere Kirchen, so wie einen Pallastbau, und es konnte dasselbe, da der Druck gerade bis zu diesem Bogen vorgeschritten war, zum Theil mit Beiseitesetzung der theilweise bereits früher angefertigten, auf mangelhafte Vorbilder gegründeten Holzschnitte, noch zu den hier beigelegten Darstellungen benutzt werden. In dieser wie in noch mancher anderen Beziehung ist die von dem Verfasser ebenso, wie von dem Verleger schmerzlich beklagte, durch äußere Verhältnisse herbeigeführte Verzögerung der vorliegenden Fortsetzung, wenigstens für deren Inhalt, welcher dadurch manche Bereicherung erfahren hat, nicht nachtheilig geworden.

den Säulen der Basilika S. Apollinare in Classe und San Vitale zu Ravenna (S. S. 275, 285 und 286) hervorgehoben haben. Nur daß hier die Muster wo möglich noch chablonenartiger und dabei auch flacher gearbeitet sind, während die Kapitellform im Ganzen sich noch mehr von dem antiken Typus entfernt hat, so daß nur die kaum hervortretenden Voluten mit den sie verbindenden Walzen



Basis, Kapitell und Bogenanfang von den unteren Säulenarkaden der S. Sophienkirche.

einigermassen an das antike jonische Kapitell erinnern. Bemerkenswerth ist auch die ausgebauchte Korbform des Kapitellkörpers, welche den Uebergang von dem Säulenschaft zu der nicht mehr, wie an den Kapitellen jener Gebäude, in antiker Weise ausgeschnittenen, sondern hier ganz geradlinigen Deckplatte bildet. Hierin liegt ein bedeutender konstruktiver Fortschritt, da die Bogenanfänge nunmehr unmittelbar auf die breite Oberfläche der Deckplatte aufgelegt werden konnten, und der zur Gewinnung eines hinreichenden Auflagers für die Bogenanfänge früher angebrachte Kämpferaufsatz damit ganz entbehrlich wurde. Diese Anordnung blieb von da an im Allgemeinen für die spätere byzantinische Architektur maßgebend, und hat, von letzterer auf die abendländische Baukunst übertragen, auch in dieser seit der karolingischen Periode stets vorgewaltet. Unter den Halsring des Kapitells ist ein aus drei Gliederungen gebildeter, 11½ Zoll hoher Bronzering mit einer schloßartigen Schließe auf der nach dem Mittelraum gekehrten Seite, welche auf der Vorderfläche ein Monogramm trägt, gelegt, dem ein ähnlicher 9 Zoll hoher Bronzering um den unteren Rand des Säulenschaftes entspricht. Wahrscheinlich wollte man diesen dadurch vor dem Abspalten der Kanten in Folge des auf ihn wirkenden ungeheuren Druckes bewahren. Die Säulenbasen haben die sogenannte attische Form, welche mit größeren oder kleineren Abweichungen bis in die

erste Periode des Spitzbogenstils hinein sich in der Baukunst der christlichen Völker behauptet. Die hier rechtwinkelige Form des oberen Theils derselben zeigt sich schon an den oben S. 275 gegebenen Basen der Ravennater Bauwerke. Die reich mit Laubwerk verzierten Archivolten der auf den Kapitellen ruhenden Schwibbögen sind in eigenthümlicher Weise, welche sich übrigens schon an dem Palaste Diokletians zu Salona vorfindet, horizontal über den Kapitellen durchgeführt. Dieses wiederholt sich ebenso an den Bogenstellungen der darüber sich erhebenden Frauenempore, welche auch in den Säulendetails die Formen der unteren Arkaden ziemlich genau wiedergibt. In den Größenverhältnissen aller ihrer Theile steht sie freilich denen der letzteren bedeutend nach, indem mit Basis und Kapitell die oberen Säulen, dichter gestellt, nur 22 F. 5 Zoll hoch sind, die unteren dagegen eine Höhe von 33½ Fuß haben. Eine nähere Betrachtung verdienen auch die größeren Fensteröffnungen, welche die Außenwände der oberen und unteren Seitengalerien längs der Nord- und Südseite der Kirche, sowie die Frontmauer über dem westlichen Narthex durchbrechen und von denen außer einer Reihe kleinerer von ähnlicher Form, welche zu der untern Nebengallerie gehören, zwei zu beiden Seiten der östlichen Halbrunde auf dem Aufrisse der vorigen Seite zu sehen sind. Wie die weit kleineren Fenster der großen Kuppel, der Halbkuppel und der Apside, sind sie ursprünglich mit

vier Zoll starken Marmorplatten ausgefüllt, welche in der oben S. 277 dargestellten alterthümlichen Weise der Fensteröffnungen einiger römischen Basiliken durchbrochen sind, um das Licht einzulassen, und zwar hier durch viereckige Oeffnungen von 7 bis 8 Zoll Breite und 9 bis 10 Zoll Höhe, so daß dazwischen nur gerade Steinsprossen von  $3\frac{1}{2}$  Zoll Breite übrig blieben. Um nun diesen Marmorplatten in den größeren Fensteröffnungen den nöthigen Halt zu geben, hat man jede der letzteren mit einer Pilasterarchitektur in zwei Stockwerken über einander, welche durch einen sehr niedrigen Architrav von einander getrennt sind, ausgefüllt, wobei die Kapitelle der oberen Pilaster unmittelbar unter die Leibung der Fensterbogen stoßen. \*) So roh und unorganisch diese Fensterarchitektur, welche sich später an der karolingischen Palastkirche zu Aachen und an den dieser nachgebildeten Bauwerken wiederholt zeigt, uns auch entgegentritt, so haben wir in ihr doch den Keim der Fensterbildung zu erkennen, welche von der abendländischen Architektur übernommen und in dieser organisch durchgebildet, zu den reichen und phantasievollen Gestaltungen führte, die eines der unterscheidenden Merkmale und zugleich eine der ersten Zierden des Spitzbogenstils ausmachen. Durch diese weiten Lichtöffnungen fällt nun ein hinreichendes Licht, um den vornehmsten Schmuck des Gebäudes, welchen, wie oben bemerkt, die farbigen Inkrustationen aus kostbaren Steinarten und die Glasmosaiken bilden, vortheilhaft wirken zu lassen. In ersterer Weise sind außer den Fußböden, von deren Schmuck jedoch nur ein kleiner Rest im Mittelraume noch erhalten ist, die senkrechten Wandflächen verziert; die Gewölbeflächen, so wie auch die senkrechten Flächen der Schildbogen über den Kämpfergesimsen sind mit Mosaiken bedeckt, welche theils rein ornamentale Motive, theils figürliche Darstellungen aus der heiligen Geschichte oder kirchlichen Symbolik zeigen, und, soweit sie noch aus der Zeit Justinians herrühren, zu dem reichsten und schönsten gehören, was uns aus dem christlichen Alterthum erhalten ist. Aus farbigen Glasstiften von 2 bis  $2\frac{1}{2}$  Linie Durchmesser gebildet, mit deren Hilfe die feinsten Farbenabstufungen hervorgebracht werden konnten, mit dem Metallglanz des Silbers und Goldes aufgehöhht, welches in dünnen Plättchen in den Stiften und Würfeln aus Glas eingeschmolzen ist, so daß derartige Goldgründe die großen Flächen neben den farbigen Friesen und den figürlichen Darstellungen bedecken, — treten diese Mosaiken dem Auge noch heute in fast beispielloser und dabei unverwüsthlicher Pracht entgegen. Bei der erwähnten Restauration bedurfte es nur der Reinigung mittelst Drahtbürsten, um nach der Entfernung des vielhundertjährigen Schmutzes und der durch türkischen Fanatismus bewirkten Uebertünchung der bildlichen Darstellungen den Mosaikenschmuck so glänzend wie am ersten Tage nach der Anfertigung wieder aufleuchten zu lassen. \*\*) Während indessen die Frieze und Rosetten der Mosaikbekleidung zugleich darauf berechnet sind, die architektonischen Linien hervorzuheben und auf diese Weise den Mangel an Gliederungen und Gesimsen zu ersetzen, wirkt die farbige Steintäfelung der senkrechten Wandflächen weniger vortheilhaft. Sie löst diese in eine Anzahl größerer und kleinerer Füllungen von vierseitiger Form auf, welche systemlos aneinander gereiht, den Blick verwirren und die mächtigen Raumverhältnisse scheinbar vermindern, namentlich aber den riesigen Kuppel Pfeilern, über welche sie sich gleichmäßig ausbreiten, alle Bedeutung nehmen. Der oben S. 290 gegebene Durchschnitt, wo die Täfelung weggelassen ist, läßt letztere daher in einfachen Linien besser hervortreten, als es in der Wirklichkeit der Fall ist.

**E**s gibt wohl wenige Bauwerke, welche so maßgebend für die fernere Entwicklung der Baukunst gewesen sind, wie die vorstehend in ihren Hauptgrundzügen beschriebene Sophienkirche. Sämmtliche späteren Kirchenbauten, nicht bloß des oströmischen Reiches, sondern auch soweit irgend byzantinischer Einfluß sich geltend machte, tragen gleichsam ihren Stempel oder lassen

\*) Eine ähnliche Verrahmung durch unverzierte Steinsprossen zeigen schon die Bogenfenster der großen gewölbten Badehallen des Caracalla und Diocletian zu Rom. Zu vergleichen ist die vortreffliche konstruktive Analyse dieser Gebäude von R. Willis, Remarks on the Architecture of the Middle Ages, p. 67 seqq. Pl. 1. Fig. 1.

\*\*) Einen guten Begriff von der reichen Wirkung dieser echt monumentalen Ornamentik geben die in Farbendruck und Stahlstich meisterhaft ausgeführten Bildtafeln zu dem auf vorstehender S. 292 erwähnten Werke von Salzenberg, welchem die drei letzten Abbildungen entlehnt sind, und auf welches auch hinsichtlich weiterer artistischer und konstruktiver Details verwiesen werden muß. Daß die Mosaiken nicht alle aus Justinianus Zeit stammen, zeigt, abgesehen von den nach historischen Zeugnissen in Folge von Einsturz später erneuerten Theilen, woran sie vorkommen, der sehr ver-

sich in ihrer wesentlichen Struktur auf sie zurückführen, ja es ist selbst unmöglich, in der Baukunst der Befenner des Islam, so eigenthümlich auch diese in mancher Richtung, namentlich in der Ornamentik, sich ausgeprägt hat, den byzantinischen Einfluß und die beim Baue der Sophienkirche zur Geltung gekommenen konstruktiven Principien zu verkennen. Freilich bezeichnet diese auch den Höhenpunkt, über welche die byzantinische Architektur nicht hinausgekommen ist, den sie auch später nie wieder erreicht hat. Denn außer manchen nicht zu läugnenden Fortschritten in der Bildung des Einzelnen, namentlich an der Außenseite der Gebäude, hat doch keines derselben weder in räumlicher Ausdehnung, noch in prächtiger Ausstattung der Hagia Sophia je den Rang streitig gemacht. Vielmehr läßt sich bei allen andern byzantinischen Kirchen eine mit dem Verlaufe der Zeiten und dem allmäligen inneren und äußeren Verfall des Reiches selbst zunehmende Verarmung der künstlerischen Formenbildung bis zur endlichen Erstarrung in einer weiteren Entwicklung gänzlich unfähigen nüchternen Schematismus, und damit zugleich ein Einschrumpfen der räumlichen Verhältnisse bis zu einem Minimum von Größe wahrnehmen, welches mit den abendländischen Begriffen von der einem Kirchenbau ziemenden äußerlichen Bedeutung in großem Widerspruche steht. Es scheint dieser Gegensatz vornehmlich in einem rituellen Unterschied von dem Gebrauche der lateinischen Kirche begründet zu sein, welche letztere die Aufstellung einer Mehrzahl von Altären in einem Kirchengebäude gestattete, während in der griechischen Kirche die Aufstellung nur eines Altars in demselben Gebäude die Regel blieb. Man gewöhnte sich daher in letzterer, Kirchen für nur kleinere gottesdienstliche Versammlungen zu bauen, und vermehrte lieber, wo eine zahlreichere Bevölkerung es nöthig machte, die Menge der Kirchen an einem und demselben Orte oft ins Unglaubliche.

**V**on den fast zahllosen Prachtgebäuden des alten Constantinopel, welche von jeher die staunende Bewunderung aller Besucher erregten, so daß die uns von ihnen hinterlassenen Aufzeichnungen in begeisterter Schilderung des Eindrucks, welchen der Anblick der byzantinischen Metropole auf sie ausübte, einander fast überbieten,\*) — scheinen nur sehr wenige die im Laufe der Zeit über letztere verhängten zerstörenden Katastrophen überdauert zu haben. Selbst von den fast zahllosen Kirchen, in deren Erbauung die byzantinischen Herrscher mit begüterten Privatleuten dermaßen wetteiferten, daß einzelne Geschichtsschreiber tadelnde Bemerkungen über die sich hierin kundgebende Verschwendung nicht unterdrücken können,\*\*) sind ungeachtet ihrer soliden, feuerichern Bauart und verhältnißmäßig geringen Größe nur wenige auf unsere Zeiten gekommen, obgleich der gelehrte Du Cange aus den Nachrichten byzantinischer Schriftsteller das Vorhandensein von mehr als vierhundert nachweist. (Constantinopolis Christiana lib. III, c. 1 seqq.) In noch größerem Maße ist dieses mit den weltlichen Pallastbauten der Fall. Wir müssen hier von den oft überschwänglichen und schwülstigen Beschreibungen der letzteren, aus welchen wenig für die specielle Darlegung des Entwicklungsganges der Architektur, um welche es sich hier nur handeln kann, zu gewinnen ist, absehen, um uns an die Monumente selbst zu halten, soweit von diesen zuverlässige Darstellungen vorliegen.

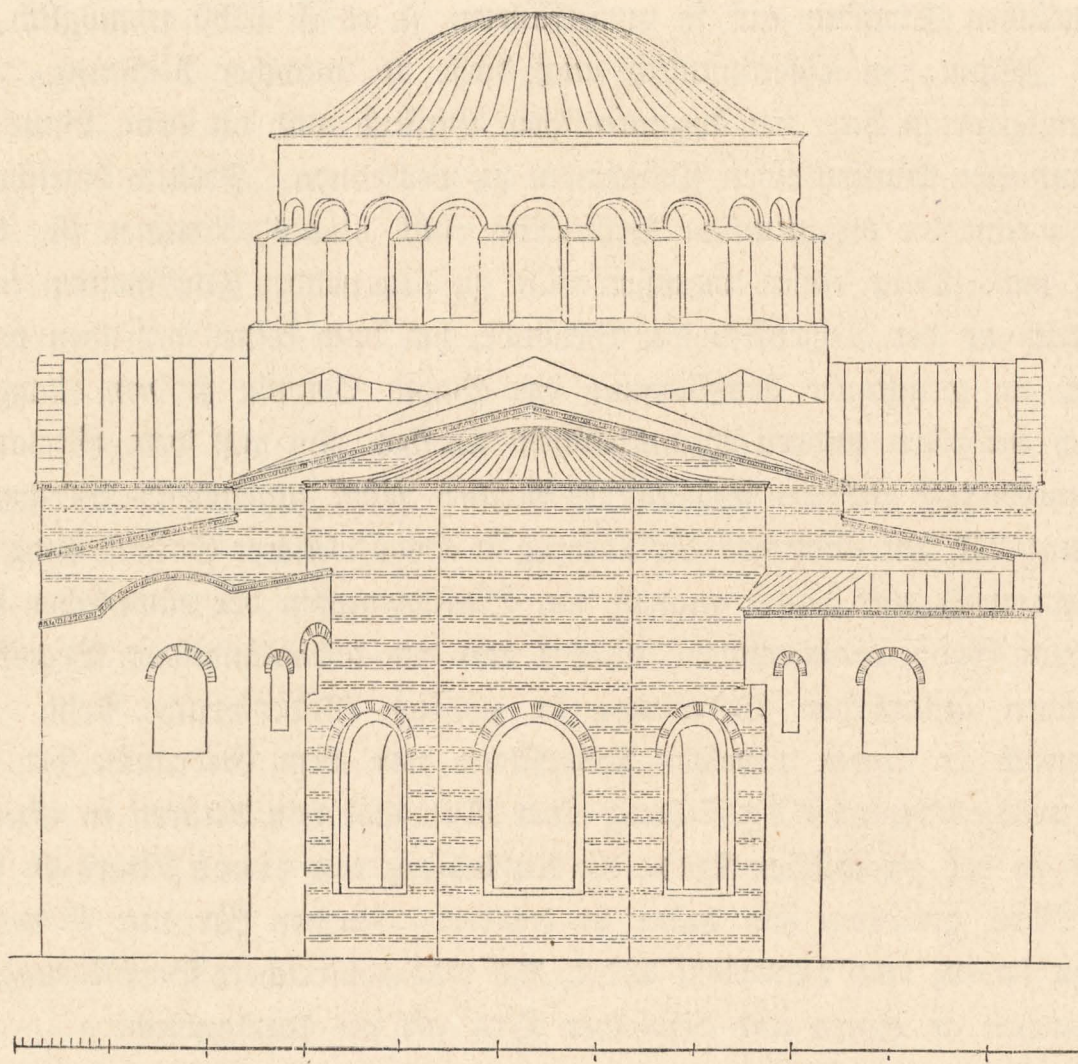
**U**nter diesen ist vor allen die Treenenkirche zu nennen, welche sich in ihrer Formenbildung zunächst an die Hagia Sophia anschließt, in deren unmittelbarer Nähe, jetzt eingeschlossen von dem Vorhof des kaiserlichen Serail, dieselbe gelegen ist. Schon Constantin der Große hatte, wie oben S. 273 bemerkt wurde, eine Kirche unter diesem Namen erbaut,†) welche mit der Sophienkirche in enger Verbindung stand, und dann von Justinian, als sie mit dieser im Rike-

schiedene Styl der Ornamente und bildlichen Darstellungen. Für das auf L. XXVII. gegebene Bild über der Königsthür scheint es außerdem die Tracht des Kaisers zu beweisen, welche nach Ausweis der Siegel und Münzen der Herrscher von Byzanz frühestens dem 10. Jahrhundert angehören kann. Die musivische Kunst wurde noch lange nachher in Byzanz geübt, und von da, wie weiter unten bemerkt werden wird, im elften Jahrhundert nach Italien zurückverpflanzt, woselbst sie damals schon seit Jahrhunderten in Vergessenheit gerathen war.

\*) Vergl. unter andern, außer Procopius, de Aedificiis Justinian. lib. VI., des Gregorius Nazianzenus Somnium de templo Anastasiae; Wilhelmus Tyrius lib. XX. c. 26; Fulcherius Carnotensis, Hist. Hierosol. c. 4; Villeharduin, c. 66, u. a. m.

\*\*) Vergl. u. a. Nicetas, lib. VII., c. 3; Theophylactus, Institutio regia c. 10.

†) Mit dieser Benennung, Friedenskirche, steht die jetzige Benutzung des Gebäudes, welches eine Sammlung von Waffen und Kriegstrophäen enthält, in einem wunderlichen Gegensatze.



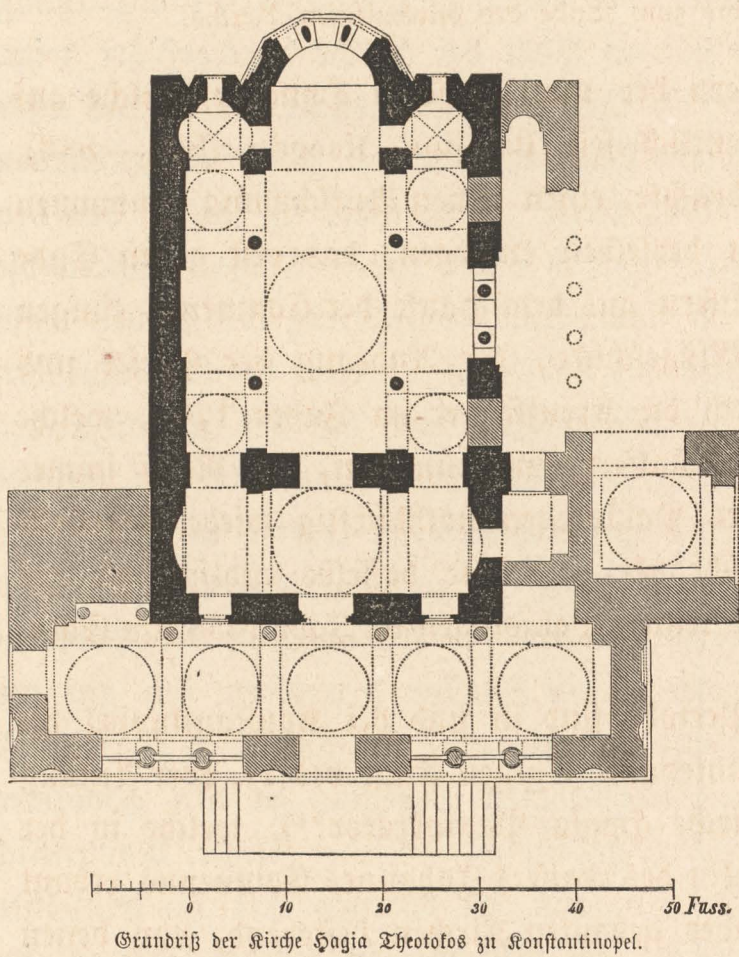
Die Kirche Hagia Irene zu Constantinopel. Westliche Ansicht.

Aufftande abgebrannt war, gleichfalls neu aufgebaut wurde. (Procopius a. a. D. c. 3.) Unter dem Kaiser Leo dem Isaurier (717—741) wurde sie von einem Erdbeben zerstört, so daß das jetzige Gebäude frühestens aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts herrühren kann. In ihrer Grundrißgestaltung nähert sie sich noch mehr der Basilikenform, als die Hauptkirche, was sich möglicherweise von der Gestalt der ersten Bauanlage, deren Fundamente vielleicht bei dem wiederholten Neubau mitbenutzt wurden, herschreibt. Denn dem quadratischen Mittelraum, welchen die auf dem beigefügten Aufrisse der Ostseite sichtbare Hauptkuppel krönt, ist in der Richtung der Längenaxe nach Westen hin ein ebenso breiter, aber etwas kürzerer Raum zugefügt, über welchem sich demgemäß eine niedrige Flachkuppel von ovaler Grundform erhebt. Es bildet sich hierdurch eine Art Mittelschiff, an welches sich dann unmittelbar der westliche Narthex anschließt. Ganz wie bei der Sophienkirche öffnen sich nach Süden und Norden in das Mittelquadrat kurze, rechtwinkelig abgeschlossene Kreuzarme von gleicher Breite mit diesem, welche aber nicht, wie bei jener Kirche, in ihren oberen Theilen verkümmert, sondern von Tonnengewölben überdeckt sind, die zu gleicher Höhe mit den vier die Kuppel tragenden Schwibbögen aufsteigen. Dadurch, daß auch zu beiden Seiten des oblongen Theils nach Westen mit Tonnengewölben überdeckte Räume von gleicher Breite mit diesem und von gleicher Höhe und Tiefe mit den Kreuzarmen angebracht sind, welche die Winkel der letztern ausfüllen, wie solches neben der Apside durch kleinere quadratische Nebenräume geschieht, wird einerseits eine vierseitige Umschließung aller Räume nach Außen bewerkstelligt, wie sie der byzantinische Kirchenbau gewohnt war, während andererseits in Folge der Durchbrechung der auf der Längenaxe der Kirche senkrecht stehenden Scheidewauern dieser Nebenräume durch offene Arkaden eine Art Nebenschiffe von beinahe gleicher Höhe mit dem Mittelschiffe entstanden ist. Ueber erstere ziehen sich gleichmäßig zu beiden Seiten Frauenemporen hin, welche von einfachen, mit Rundbogen verbundenen Pfeilern getragen werden, oben aber in freier Verbindung mit dem Mittelraume stehen. Ihr Licht empfangen sie durch in drei Reihen über einander angebrachte Fenster in den unter den äußeren Stirnbogen der sie bedeckenden Tonnengewölbe eingezogenen Außenmauern, welche den oben S. 291 beschriebenen Füllwänden über den Frauenemporen der Sophienkirche ganz ähnlich gebildet sind. Nur findet hier in der Stellung dieser Fensterwände der bereits oben S. 288 und 291 bemerkte

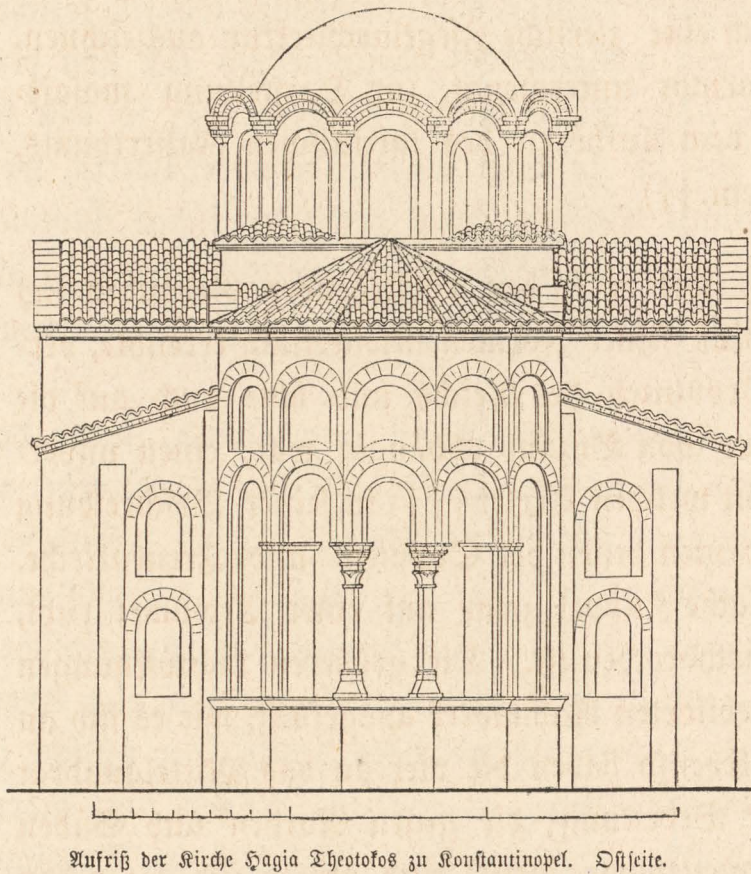
Unterschied statt, daß diese letzteren bis zur Abschließungsmauer der äußeren quadratischen Umschließung vorgerückt sind, und somit das Querschiff sich in der ganzen Höhe der Kirche durchgeführt zeigt. Nach alle diesem ist es nicht unmöglich, daß die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt bis in das achte Jahrhundert hinaufreicht, in welchem, wie oben bemerkt, ein Wiederaufbau der Kirche angenommen werden muß. (Vergl. Constantinop. christ. lib. 4, c. 7.) Mit dieser Zeitperiode, in welche der den Künsten so verderbliche Bildersturm fällt, und 120 Jahre hindurch unter rohen Soldatenkaisern die geistlichen Stiftungen verarmen machte, würde auch die so schmucklose Ausführung des Baues wohl übereinstimmen. Doch haben solche Zeitbestimmungen wegen des stabilen Charakters der byzantinischen Architektur, der sich im Laufe der Zeiten kaum merklich veränderte, und bei der naheliegenden Wiederverwendung älterer Fragmente, immer ihre Schwierigkeit. Das höchst einfache Aeußere, welches fast nur durch abwechselnde Schichten von Marmarquadern und Backsteinen, letztere in drei Lagen übereinander, einige Ausschmückung erhält, wie solches als stehendes Verzierungselement sich fast an allen späteren Bauwerken wiederfindet, zeigt demnach, verglichen mit der Außengestalt der Sophienkirche, einen Fortschritt in der Formenbildung. Die vortretenden Massen gruppiren sich gut um den sie überragenden Hauptkörper, und stehen zu diesem und untereinander in schicklichem Verhältniß. Auch bilden die flachen Giebelächer der Kreuzarme einen angenehmen Gegensatz zu den gewölbten Dachflächen, welche nicht mehr das rohe, unvollendete Aussehen haben, wie an jener Kirche. Namentlich zeigt sich bei der Bildung der Hauptkuppel, ungeachtet der sonst im Ganzen wie im Einzelnen unverkennbar hervortretenden Nachahmung der Sophienkirche, im Vergleich zu der der letzteren eine glückliche Abänderung, darin bestehend, daß die von außen dem Schube der Kuppel entgegenwirkenden Strebepfeiler zwar ganz den oben S. 290 und 292 dargestellten, welche den Fuß der Hauptkuppel der Sophienkirche umgeben, nachgebildet erscheinen, sich aber nicht wie dort an die Kuppelwölbung selbst, sondern an einen cylinderförmigen Untersatz der Kuppel (Barge oder Tambour) lehnen, welcher mit Fenstern durchbrochen ist, und auswendig durch ein umlaufendes Hauptgesims sich von dem Kuppeldache abgrenzt. So scheinbar unbedeutend diese Abweichung hier erscheinen mag, so sehr sie sich dabei noch ihrem Vorbilde unmittelbar anschließt, so ist sie doch deßhalb bemerkenswerth, weil wir in ihr, wenn nicht das erste, doch das älteste bekannte Beispiel eines architektonischen Motives erblicken, welches ebenso der auch hierin stabilen Form der späteren byzantinischen Kuppelkirchen, als der Kuppelbildung der abendländischen Architektur bis auf die heutige Zeit fast überall zu Grunde liegt.

Endlich ist noch, als vielleicht dieser Periode der byzantinischen Kunst angehörend, unter den kirchlichen Bauwerken Constantinopels die kleine Kirche der Theotokos (Gottesgebärerin) zu nennen, unter welchem Widmungstitel sich allein neun und vierzig Kirchen daselbst befanden.\*) Wohl dem Ende des hier angenommenen Zeitraumes entstammend, zeigt sie in geschmackvoller Fortbildung der an der Srenenkirche in höchster Einfachheit zu Tage getretenen Grundformen den byzantinischen Styl in der zierlichsten Entwicklung, zu welcher er namentlich im Aeußeren gelangte. Die vier Arme des Kreuzes, inwendig mit Tonnengewölben, außen mit flachen Walmdächern bedeckt, der östliche in eine inwendig halbrunde, im Aeußern polygonisch geschlossene Apsis auslaufend, lehnen sich, indem sie über die quadratische Umschließung des Ganzen emporragen, an die Hauptkuppel, deren Trommel statt der einfachen Strebepfeiler mit zierlichen Halbsäulen besetzt ist. Diese letztern tragen statt des geraden Hauptgesimses kreisförmig abgeschnittene Giebel, deren Traufgesimse concentrisch mit den Bogen der zwischen ihnen liegenden Kuppelfenster gebildet sind. Wenn sich nun auch der im

\*) Constantinopolis Christiana lib. IV. c. 2. Wenn die Angabe von Alb. Lenoir, nach dessen Zeichnungen diese Kirche bei Gailhabaud, Monumens anciens et modernes, Livrais. L. Pl. 2, 3 abgebildet ist, ihre Richtigkeit hat, daß dieselbe nämlich von den Griechen Constantinopels noch jetzt Θεοτόκος τῶν Ἀββῶν genannt werde, so wäre es dieselbe, welche der Patrizier Konstantinos Libs mit dem dazu gehörigen Kloster unter Kaiser Leo dem Philosophen (886—911) erbaut hat. Dieser Zeit aber, bald nach der die Künste so sehr zurückdrängenden Periode der Bilderstürmerei, scheint die so zierliche und fast manierirte, den andern griechischen Bauwerken der spätern Zeit gleichkommende Formenbildung der Kirche zu widersprechen. Da nun Nicephorus Gregoras lib. IX. berichtet, daß die Mutter des im Jahre 1185 ermordeten Kaisers Andronicus Comnenus, Theodora, dieses Kloster des Libs wiederhergestellt (ἀνακαίνισεν), den Leichnam des Andronikus darin beigesetzt und selbst darin ihre Ruhestätte gefunden habe, so liegt die Annahme nahe, daß von derselben auch das jetzt noch vorhandene Gebäude errichtet worden ist. Lenoir und Salzenberg a. a. D. S. 34 setzen dasselbe in die zuerstgenannte Zeit. Es dient jetzt zum türkischen Gottesdienste.



die flachen Wandnischen der Nebenräume der Apside (Skeuophylakion und Proskomide) und des Narthex, welche auch im abendländischen Rundbogenstyl des zwölften Jahrhunderts (z. B. an der Kirche zu Schwarz-Rheindorf, an mehreren Kirchen Kölns, u. a. m.) häufig vorkommen. Auch im



Neußern tritt dieses Motiv als Verzierung der Wandflächen auf, namentlich wie in nebenstehendem Holzschnitte zu ersehen, über den Lichtöffnungen der Apside. Dann erscheint auch der äußere fünfseitige Schluß der Apsis, statt des sonst vorherrschenden dreiseitigen, ferner die ebenso zierliche, als kühne Unterstüzung der äußersten Polygonseiten durch Säulenpfeiler, wodurch die drei östlichen Lichtöffnungen zu einem großen Fenster verbunden werden, bemerkenswerth, so wie endlich auch die Markirung der Nebenkappen der Apsis durch dreiseitige Einziehungen in der sonst glatten Stirnmauer. Letzteres Motiv, welchem wir besonders bei den späteren armenischen Kirchen häufig begegnen, ist für die spätere Zeit der byzantinischen Architektur besonders bezeichnend. Als Verzierung der Wand- und Gewölbeflächen im Innern zeigen sich noch hier und da Reste musivischer Arbeit. Das Außere ist mit einer Marmorbekleidung aus abwechselnd weißen und schwarzen Streifen versehen, wie sie im zwölften Jahrhundert namentlich in Stalien so häufig vorkommt. \*)

\*) Wegen der Kleinheit des Maßstabes konnte sie hier im Holzschnitte nicht wohl angegeben werden.

nebenstehenden Grundrisse heller schattirte doppelte Narthex der Westseite deutlich als späterer Zusatz erkennen läßt, welcher ungeachtet der vier sich über ihn erhebenden achtseitigen Kuppeln, die Wirkung der ursprünglichen einfachen Anlage beeinträchtigt, so zeigt derselbe sich doch dieser in Technik und Gliederung so nahe verwandt, daß seine Erbauung der der Kirche unmittelbar gefolgt sein muß. Als bemerkenswerth erscheint die Vertauschung der bei den bisher betrachteten älteren Gebäuden die Hauptkuppel der Mittelvierung mit den anstoßenden Tonnengewölben der Kreuzarme tragenden Pfeiler durch Säulen, was freilich durch die Kleinheit des Gebäudes ebenso ermöglicht wurde, wie es auf der andern Seite die Enge des unteren Raumes, welcher dadurch freier und offener wurde, wünschenswerth erscheinen ließ. Die Frauenemporen sind, als in einer Klosterkirche nicht am Plage, ganz weggefallen. Als charakteristisch zu erwähnen sind auch



## 3. Der byzantinische Styl vom zwölften Jahrhundert bis zum Ende des oströmischen Reichs.

Nachdem die byzantinische Kunst unter den Kaisern der macedonischen Dynastie, welche auf die bilderstürmenden Kaiser gefolgt war, namentlich seit Basilius Macedo (865—886), welcher Künste und Wissenschaften wieder emporbrachte, einen neuen Aufschwung genommen hatte, tritt uns später wieder ein unaufhaltsames Sinken derselben entgegen, das erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts unter den guten und gebildeten Kaisern aus dem Hause der Comnenen einigen Stillstand erfuhr. Doch führten äußere Stürme und Mißgeschicke, der Andrang der Perser und Türken, dann endlich die Eroberung der Hauptstadt durch die Kreuzfahrer im Jahre 1204, welche diese bis zum Jahre 1261 besaßen und dort ein lateinisches Kaiserthum gründeten, das Reich immer mehr seinem Untergange entgegen. Durch die Familie der Paläologen nothdürftig wiederhergestellt und zuletzt fast nur auf den Besitz Constantinopels beschränkt, erreichte dasselbe endlich mit der Eroberung dieser Stadt durch die Türken und dem Tode des letzten Paläologen im Jahr 1453 sein Ende.

Von noch übrigen Bauwerken aus dieser letzten Periode sind in und bei Constantinopel die Kirche des Klosters Chora und die des Klosters Pantepopti\*) gegen Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts erbaut, dann die Klosterkirche Hagia Pantokrator\*\*), welche in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts von Irene, der Gemahlin des Kaisers Johannes Comnenus erbaut wurde, zu nennen. Diese letztere, aus zwei dicht aneinander gebauten Kirchen bestehend, von denen jedoch nur die eine mit einem Martyr versehen ist und vielleicht als Gemeindefirche diente, zeigt in Anlage und Details eine große Aehnlichkeit mit der vorstehend beschriebenen Kirche der Theotokos.\*\*\*) Die im Zwinger der nordwestlichen Ringmauer, wo sich diese nach dem sogenannten goldenen Horn hinwendet, befindlichen Reste eines Saalbaues, in welchem man einen Theil vom sogenannten Palaste des Hebdomon †) zu erkennen glaubt, und welche sich durch eine zierliche Ziegelarchitektur auszeichnen, wobei die verschiedenen Farben des Materials, mit Marmor untermengt, zur Darstellung mosaikartiger Muster im Außern benützt sind, scheinen erst nach dem Aufhören des lateinischen Kaiserthums, wenn nicht während dessen Bestehen selbst, entstanden zu sein. ††)

Die letzte Ausprägung des byzantinischen Styls, wie er in den vorstehenden Gebäuden sich darstellt, und damit im Wesentlichen den Abschluß seiner Formenentwicklung erreichte, verbreitete sich von der Hauptstadt aus über alle Provinzen des Reichs und übte auch auf die benachbarten Länder, deren geistige und materielle Kultur von Byzanz abhängig war, einen unverkennbaren Einfluß aus. Mehrere Kirchen Kleinasiens, von welchen Texier †††) in seiner Beschreibung dieser Gegenden Abbildungen gibt, nähern sich in ihren Formen denen der Sophien- und Irenenkirche. So namentlich eine kleine Kirche zu Ancyra, deren flache Kuppel zwar auf einer Trommel ruht, aber doch am untern Rande von einer Reihe Fenster durchbrochen ist. Die größeren Lichtöffnungen der Umfassungsmauern sind mit demselben aus Pilastern gebildeten Rahmwerk ausgefüllt, wie es sich an den genannten beiden Kirchen zu Constantinopel findet. Ebenso haben die vier an das Mittelquadrat sich anschließenden kurzen Kreuzarme Tonnengewölbe zur Bedeckung; die gegen Norden und Süden sind je in zwei Stockwerke abgetheilt, deren oberes zur Frauenempore diente, und öffnen sich gegen den Mittelraum in drei Bogenstellungen. Die Winkel der Kreuzarme sind durch Kapellenartige Räume

\*) D. h. des Allsehenden (τοῦ Παντεπόπτου).

\*\*) Des Allmächtigen (τοῦ Παντοκράτορος).

\*\*\*) Bei Salzenberg a. a. D. S. 35 f. und Bl. XXXVI. dargestellt.

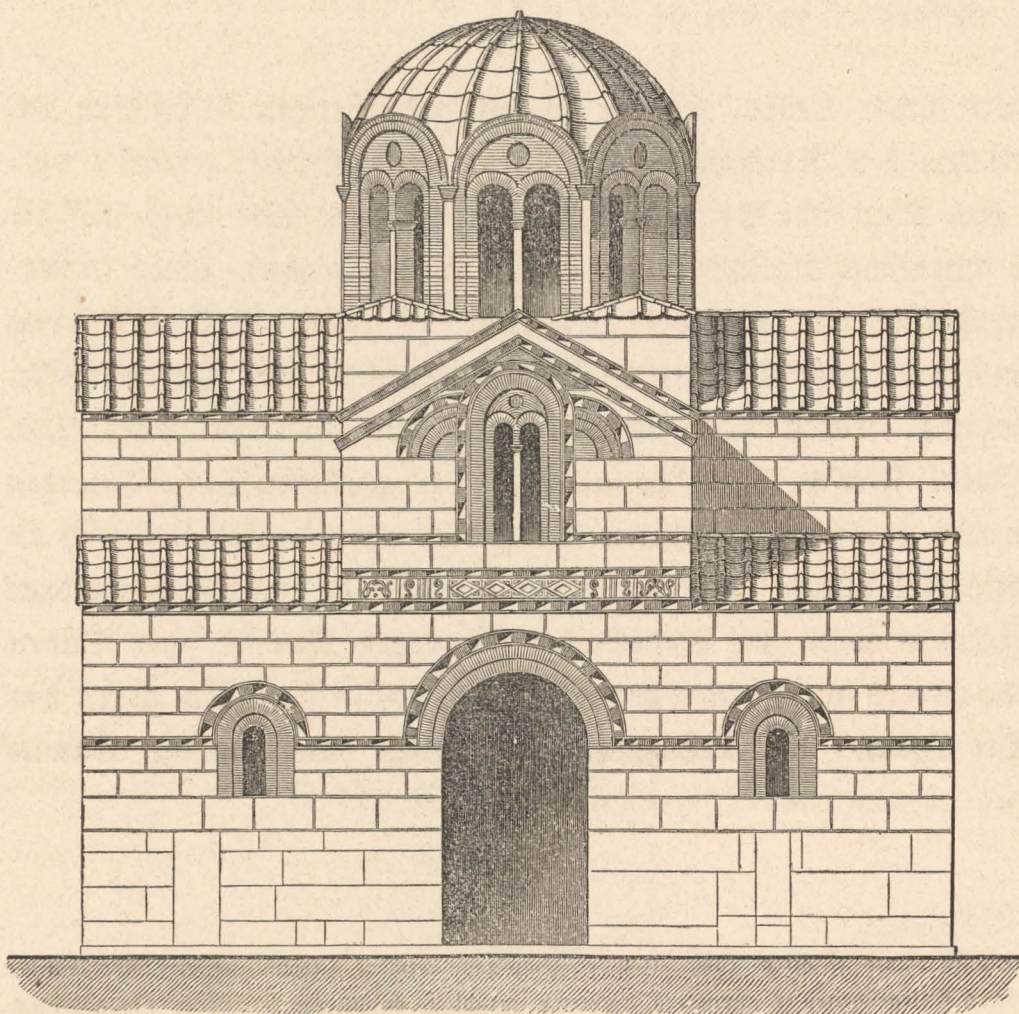
†) Von den Geschichtschreibern auch Magnaura genannt diente er öfters zum feierlichen Empfange fremder Gesandtschaften. Mit welchen kindischen Mitteln letzteren die byzantinischen Herrscher bei solchen Gelegenheiten zu imponiren trachteten, erzählt in ergötzlicher Weise der langobardische Bischof Liutprand lib. VI, c. 5 seiner Antapodosis.

††) Bei Salzenburg a. a. D. auf T. XXXVII und XXXVIII dargestellt. Derselbe nimmt an, daß sie aus der Mitte des neunten Jahrhunderts herrühren. Damit lassen sich aber die Spitzbögen, welche die Mauerkrönung tragen, auf welcher der genannte Backsteinbau ruht, ebenso wenig vereinigen, als die an den Archivolten des Unterstocks ausgehauenen Ritterschilde von dreieckiger Form, welche letztere erst im 13. Jahrhundert gebräuchlich wird. Das Zeitalter der Kreuzzüge verrathen auch andere an diesem Gebäude vorkommenden Details.

†††) Description de l'Arménie, de la Perse et de la Mésopotamie. Paris 1842.

ausgefüllt, um die vierseitige Umschließung herzustellen, während ein vor der Westseite hinlaufender Narthex die Eingänge enthält. Zwei andere größere Kirchen, eine zu Kassaba in Lycien, die andere zu Myra, zeigen im Ganzen dieselbe Einrichtung; die Flachkuppeln des Mittelquadrats ruhen bei beiden auf einer von acht Lichtöffnungen durchbrochenen Trommel, welche mit eben solchen Strebe-  
pfeilern versehen ist, wie an der Srenenkirche, nur daß sie weniger vorspringen und bis unter das horizontale Kranzgesims der Kuppel stoßen. In der wüst und verfallen liegenden Kirche zu Myra hat sich am Eingange des um eine Stufe erhöhten Presbyteriums, wo dieses sich an die Mittelvierung anschließt, in vier in einer Reihe quer durch das Mittelschiff aufgestellten Säulen ein Ueberrest der Abschließungswand erhalten, welche das Sanktuarium von dem übrigen Kirchenraume trennte. Es ist vielleicht das älteste vorhandene Beispiel dieser Anordnung, welche später immer mehr an Bedeutung zunehmend, und mit reichem Bilderschmucke versehen (daher der Name Skonostas, richtiger Iconostasis, Bilderstand), das Innere der dem griechischen Kultus dienenden Kirchen auszeichnet. Den in den Skonostafen der letztern regelmäßig angebrachten drei Thüröffnungen entsprechen zu Myra die drei Interkolumnien der Säulen.\*) Hinter denselben, etwas weiter nach Osten, befinden sich außerdem noch vier im Quadrat aufgestellte und durch einen Architrav verbundene Säulen, welche wahrscheinlich die Altarüberdachung (Ciborium) trugen. Eine verkleinerte Kopie der Sophienkirche ist auch die den gleichen Namen führende Kirche zu Trapezunt, welche jedoch äußerlich in der Gestalt der Kuppel und der in flachen Giebeln endenden Walmdächer sich den letztgenannten Kirchen anschließt.

Statt jener alterthümlicheren Formenbildung zeigen die auf dem Boden des alten Griechenlands und der europäischen Türkei vorhandenen Kirchen byzantinischen Styls mehr diejenige, welche wir oben an der Hagia Theotokos gefunden haben. Eine der ältesten darunter scheint die Hauptkirche des Klosters des Eremiten Lukas zu sein, welches sich auf steiler Höhe über dem Golf von Lepanto am Fuße des Helikon erhebt. Die Kirche, deren Kuppel ebenfalls auf einer Trommel ruht, hat im Gegensatz zu den meist verfallenen und verkommenen andern Kirchen dieser Gegenden noch den



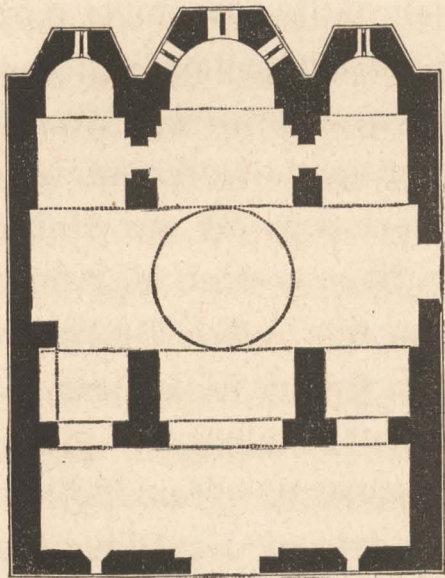
Kirche des heil. Theodorus zu Athen. Aufriß der Westseite.

ursprünglichen reichen Schmuck an Marmorsäulen, Inkrustationen und Mosaiken bewahrt.\*\*) Die verfallene Kirche des Klosters Daphne, an dem alten Wege von Athen nach Eleusis gelegen, zeigt nur noch Reste dieses Schmuckes, welcher bei den anderen Kirchen späterer Zeit durch Freskomalereien ersetzt ist. Die Trommel ihrer Kuppel ist mit halbcylindrischen Strebe-  
pfeilern verstärkt.†) Von den acht und achtzig Kirchen Athens, deren große Anzahl für eine verhältnißmäßig kleine Stadt durch ihre nach unsern Be-  
griffen kapellenartige Kleinheit (vergl. das hierüber oben S. 295 gesagte) auf-  
gewogen wird, zeigen die ältern, welche noch aus der Zeit vor der lateinischen Herrschaft herzurühren scheinen, denselben hier hervorgehobenen Styl-  
charakter. Als Beispiel geben wir hier-

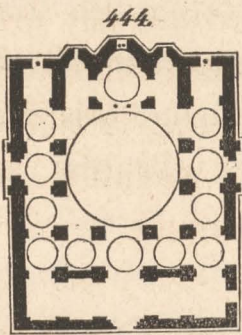
\*) Vielleicht war der übrige Abschluß aus Holz gebildet, woraus ihn Justinian auch in der Hagia Sophia machen ließ, an welchem letztern ebenfalls die Säulen nicht fehlten.

\*\*\*) Didron, voyage en Grèce, Annales archéologiques, Tome I, p. 31.

†) Didron, a. a. D.



Kirche des heil. Theodoros zu Athen. Grundriß.



Grundriß der Kirche des heil. Nicodemus zu Athen.

neben Aufriß und Grundriß einer der noch am besten erhaltenen, der Kirche des heiligen Theodoros. Bei ihr spricht sich die Form der Kreuzarme durch die geringere Höhe der die Winkel zwischen denselben ausfüllenden Räume auch im Außenraum kräftig aus. Der hier ersichtliche Fries unter dem westlichen Giebelfenster, welcher sich auch an den Fronten der mit Tonnengewölben versehenen Kreuzarme gegen Süden und Norden wiederholt, ist aus gebranntem Thon gebildet, so wie die Archivolten aus Backsteinen, während die Mauerkörper aus porösen Quadern bestehen. Ueber der südlichen Seitenthür wölbt sich ein Hufeisenbogen.\*) Die Kirche des heil. Nicodemus, deren Grundriß ebenfalls hier beigelegt ist, zeichnet sich vor den andern Kirchen Athens durch ihren größern Umfang\*\*) sowohl, wie durch ihre reichere räumliche Gliederung aus. Die Mittelnkuppel ist verhältnißmäßig mächtig entwickelt; der von ihr bedeckte Mittelraum ist mit Arkaden umgeben, welche eine Frauengallerie tragen. Letztere wird von einer Reihe kleiner Kuppeln überwölbt, welche im Außenraum mit einer flachen Terrasse bedeckt sind. Sie ist auswendig in ähnlicher Weise mit Friesen aus gebranntem Thon verziert, wie die Kirche des heil. Theodor.\*\*\*) Sehr merkwürdig sind einige andere Kirchen Athens dadurch, daß bei ihnen wieder die Basilikenform hervortritt. So die Kirche des heil. Philippus, eine aus drei Schiffen bestehende Säulenbasilika, deren jedes gegen Osten mit einer inwärts runden, auswendig dreiseitigen Apside endigt;†) ferner die Kirche der heil. Jungfrau des großen Klosters mit einer im Halbkreis,††) und die des heil. Johannes des Täufers mit einer rechtwinklig geschlossenen Apside und viereckten Pfeilern statt der Säulen.†††) Es ist dies aber nicht etwa in ihrem höhern Alter begründet. Vielmehr zeigen sie deutlich den bei ihrer Erbauung wirksam gewesenem Einfluß des abendländischen Kirchenbaustyls, welcher sich überdies bei den letzten beiden u. a. durch die Spitzbögen über Fenster und Thüren kundgibt. Diese merkwürdige Begegnung zweier sonst so weit auseinandergehenden Kunstrichtungen läßt sich auch an einer Reihe anderer Kirchen, namentlich in Morea, wahrnehmen, und findet sowohl in der rückläufigen Völkerströmung während der Kreuzzüge, als auch in der Jahrhunderte lang dauernden Herrschaft der Franzosen und nach ihnen der Venetianer über diese Landstriche, in welchen dieselben sich ganz nach dem Muster des heimischen Feudalstaats eingerichtet hatten, seine Erklärung. Als ein recht auffälliges Beispiel hiervon ist die Kirche der heil. Jungfrau zu Mistra auf einer der Höhen des Taygetos zu erwähnen,

\*) A. Couchaud, Églises byzantines en Grèce, Pl. VIII, IX u. X.

\*\*) Sie mißt dennoch im Außenraum in ihrer ganzen Länge nur 60 Fuß, in ihrer Breite 42 Fuß. Die vorstehend dargestellte Kirche des heil. Theodor, ist 50 Fuß lang und 36 Fuß breit. Die frühere Metropolitankirche Athens, welche sich durch ihre Construction, bei welcher theilweise antike Reste verwendet wurden, als die älteste ausweist, hat gar auswendig nur 40 Fuß Länge bei 27 Fuß Breite. Sie dient jetzt zu einer Bibliothek. Diese winzigen Dimensionen frappirten den Zeichner oder Stecher der Abbildungen in der 22. Lieferung der deutschen Ausgabe von J. Gailhabaud's Denkmälern der Baukunst dermaßen, daß er einen Irrthum annehmend, den Maßstab verändern, namentlich die Maße in Meter umwandeln zu müssen glaubte.

\*\*\*) Sie ist bei Couchaud a. a. D. auf Pl. XI, XII u. XIII dargestellt. In neuerer Zeit sehr vernachlässigt und theilweise bereits eingestürzt, wurde sie in den letzten Jahren auf Kosten des russischen Kaisers für die dortige russische Gesandtschaft wiederhergestellt. In Folge des Strebens, die Stadt Athen in eine moderne königliche Residenz umzuwandeln, wobei man höchstens auf die noch vorfindlichen Reste altgriechischer Zeit einige Rücksicht nahm, wurden diese in so vielfacher Beziehung interessanten Denkmale christlicher Kunst vielfach benachtheiligt, in einzelnen Fällen vernichtet. Eines der bemerkenswertheften darunter, die sogenannte Kirche der großen Jungfrau, wurde bei der vorgenommenen Höherlegung der umgebenden Bodenfläche gar eingescharrt, so daß nur ihre der oben dargestellten S. Theodoruskirche ganz ähnliche Kuppel noch daraus hervorsieht, und man durch die Oeffnungen derselben auf Leitern hinabsteigen muß, um die Freskomalereien des Innern zu betrachten. Für diese Mißhandlung kann der daneben stehengebliebene, von dem bekannten Lord Elgin erbaute Thurm ebensowenig entschädigen, als für den von ihm verübten Raub der Skulpturwerke des Parthenon, in dessen Folge und ähnlicher Thaten seiner Nachahmer bis in die neueste Zeit man jetzt die Kunstschöpfungen des sonnigen Hellas in der Rebel- und Steinkohlenatmosphäre Londons aussuchen muß. Um seinen Namen desto sicherer auf die Nachwelt zu bringen, hat Elgin denselben nebst Titel auf einer Marmortafel über dem Eingange jenes Thurms angebracht. Eine andere Inschrift zu seinem Andenken findet sich aber auf einer Säule des Parthenon von der Hand Lord Byrons: „Quod Scotus fecit, barbari non fecerunt.“ — Couchaud a. a. D. Pl. III, und S. 13.

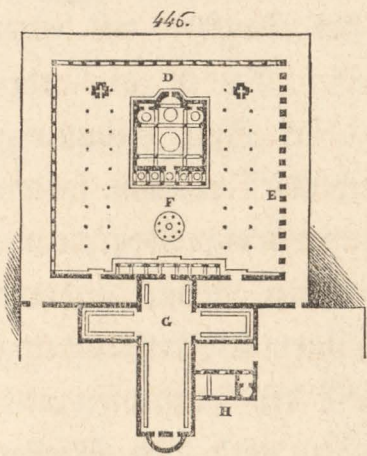
†) Couchaud a. a. D. Pl. II.

††) Ebendasselbst Pl. IV.

†††) Ebendasselbst Pl. V u. VI.

welcher Ort im Jahr 1207 nach der Besitzergreifung der Franzosen von Guillaume de la Ville Hardoin gegründet wurde. Obgleich der Grundanlage nach eine dreischiffige Säulenbasilika mit einer Haupt- und zwei Nebenapsiden, läuft doch über dem Narthex und den Seitenschiffen eine Frauenempore hin, und eine auf fensterdurchbrochener Trommel ruhende Hauptkuppel erhebt sich über dem Mittelschiffe, so wie eine niederigere mitten über der Empore des Narthex, während vier kleinere Kuppeln von den Seitenemporen getragen werden. Diesem byzantinischen Apparat dient aber sofort wieder ein sich neben der Westseite erhebender Glockenthurm als Gegengewicht, dessen Spitzkuppel vier Eckthürmchen (clochetons) im französischen Kathedralenstyl zur Seite stehen, so wie auch die spitzbogigen Archivolten der dreigetheilten Fenster und die an denselben zur Ausfüllung der Zwickel angebrachten Kleeblattfenster diese aus der Ferne eingeführte Bauweise verrathen. Ganz dieselben Eigenthümlichkeiten des Styls und der Konstruktion zeigen auch die noch aus der fränkischen Zeit herrührenden Ringmauern des Orts.\*) Viele Details deuten aber wieder an, daß einheimische griechische Arbeiter bei diesen Bauten verwendet wurden. Da die Glocken nie allgemeine Anwendung in der byzantinischen Kirche fanden, so muß auch das Vorkommen von Glockenthürmen überhaupt, für welches die Kirche zu Samari unweit Andrussa im Peloponnes ein weiteres Beispiel liefert,\*\*) so wie mehrere Kirchen längs dem adriatischen Meer und an der unteren Donau, als eine Folge des Einflusses occidentalischer Kultur angesehen werden. Häufig erweisen sich diese Thürme auch als spätere Zusätze.

**G**he wir den Boden des byzantinischen Reiches verlassen, wird auch noch auf die Bauart und Anlage der mehrerwähnten griechischen Klöster ein Blick zu werfen sein, welche so vielfach von denen der lateinischen Kirche abweichen. Wir wählen hierzu als Beispiel das Kloster



Grundriß des Klosters S. Laura auf dem Berge Athos.

S. Laura auf der nordöstlichen Spitze des Berges Athos, welcher seinen mit neunzehn Klöstern bedeckten Rücken weit ins ägeische Meer hinausstreckt. Die Hauptkirche, D, Katholikon genannt, liegt inmitten eines gewöhnlich mit Bäumen bepflanzten Hofes, welchen ein geräumiger Kreuzgang, E, umgibt. Dieser verbindet die längs desselben hinlaufenden Klostergebäude, welche die Zellen der Mönche enthalten. Die Klausur oder das Kloster im engeren Sinne ist also nicht an die Kirche angebaut, wie in den abendländischen Klosteranlagen, sondern umgibt dieselbe ringsum. Dem Narthex der Kirche gegenüber befindet sich nach alter Kirchensitte der Weihbrunnen, F, (*quáon*) unter einem von Säulen getragenen Kuppeldach, und

in derselben Richtung, an den Kreuzgang stoßend, der in Kreuzform erbaute Speisesaal der Mönche, G, mit den längs der Wände aufgestellten Tischen, und der angebauten Klosterküche, H. Die Klöster enthalten außerdem innerhalb ihrer hohen, mit Zinnen und Erkeren gekrönten Ringmauern, welche ihnen von außen das Ansehen von Festungen geben, eine Anzahl Wirthschaftsgebäude, Wohnungen für Gäste und Stallungen, so wie außer der Hauptkirche, welche in ihrer Kleinheit oft nicht einmal die ganze Zahl der Mönche eines Klosters aufzunehmen vermag, eine Anzahl anderer kleinerer Kirchen und Oratorien. Das Kloster Vatopedi, das ansehnlichste des Berges Athos, zählt deren nicht weniger als achtzehn innerhalb seiner Ringmauern, zu welchen noch elf andere außerhalb derselben kommen, ungerechnet eine noch größere Anzahl über die Ländereien des Klosters zerstreuter Kapellen, welche mit einzelnen Zellen in Verbindung stehen.†) Namentlich innerhalb dieser Klöster hat sich durch zähes Festhalten überlieferter Regeln, welche meist bis ins kleinste Detail hinein die Form und Anordnung aller zur Verherrlichung des Kultus und zur Auszierung der kirchlichen Gebäude dienenden

\*) Couchaud a. a. D. Pl. XX bis XXV, so wie Pl. XXVI und XXVII. Vergl. auch die auf Pl. XIX ebendasselbst gegebenen Details einer verfallenen Kirche zu Chalkis auf der unter der Herrschaft der Venetianer gestandenen Insel Euböa.

\*\*) Der einstöckige Glockenthurm derselben mit Säulenfenstern in der Weise des bei uns einheimischen Rundbogenstyls erhebt sich über der Mitte des Narthex. S. Blouet, Expédition scientifique de Morée. Paris 1835, Tome I, p. 19. — Couchaud a. a. D. Pl. 29.

†) Vergl. Didron, le mont Athos, Annales archéologiques, T. IV, p. 70 — 86, 133 — 147 et 223 — 237. T. V, p. 148 — 165.

Kunstarbeiten bestimmen, der Typus der byzantinischen Kunst bis auf die neueste Zeit in einer für uns, die wir durch unsere Geschichte an ein beständiges Fortschreiten und Umwandeln gewöhnt sind, höchst befremdenden Weise erhalten. Es fällt daher oft sehr schwer, das Neue vom Alten zu unterscheiden und man wird oft bei Betrachtung eines sich in höchst alterthümlicher Form darstellenden Werkes durch die Entdeckung einer Inschrift überrascht, welche dasselbe als die Arbeit eines in der neuesten Zeit lebenden Verfertigers bekundet. Das hat freilich das gänzliche Herabkommen der neugriechischen Bauweise außerhalb dieser Klöster nicht verhindern können. Die seit der türkischen Eroberung erbauten ärmlichen Kirchen werden meist aus zwei kleinen, einander vollkommen ähnlichen Halbrundtenden oder Apsiden gebildet, deren eine den Altar, die andere den Eingang enthält, und welche durch einen oblongen Raum mit oder ohne Pfeiler oder Säulenstellungen verbunden werden. Kuppel und Kreuzarme sind verschwunden, und das Ganze erhält dadurch von Außen eine Kofferartige Gestalt, welche man beliebig umdrehen, den Eingang in die Altarnische, den Altar in die Portalnische versetzen könnte, ohne das der gottesdienstliche Gebrauch diesen Wechsel im mindesten empfinden würde. \*)

Verbreitung der byzantinischen Bauweise in außergriechischen Ländern.

Die Länder am südwestlichen und südlichen Abhange des Kaukasus, welche, vom schwarzen nach dem kaspischen Meere sich hinziehend, unter dem Namen Abchasien oder Lazika, Georgien (Mingrelien, Guria, Smereth und Karthli), und Armenien bekannt sind, weisen in ihren kirchlichen Baudenkmalen eine entschiedene Abhängigkeit von der Kunst der Byzantiner auf, während zugleich, namentlich an solchen der späteren Zeit, sich Einflüsse von Seiten der mehröstlichen Völker Asiens, namentlich der Perser und Tartaren bemerkbar machen. Dies zeigt sich besonders an den Bauwerken Armeniens, welches an Ausbreitung die erstgenannten Länder übertreffend, als Grenzland des oströmischen und persischen Reichs vielfache Einwirkungen von beiden Seiten her erfahren mußte. Das Christenthum fand hier zuerst Eingang unter dem Könige Derdat, oder Tiridates nach römischer Schreibung, aus dem alten persischen Königsstamme der Arsaciden, welcher vor dem Verdränger seiner Stammväter von dem persischen Thron, Ardeschir, nachdem dieser auch seinen Vater hatte ermorden lassen, nach Rom geflüchtet war, und erst nach dreißig Jahren von da im J. 259 mit römischer Hülfe in das Reich seiner Väter zurückkehrte. Dort hatten zwei seiner Mitschlüchtlinge aus einer andern Linie des königlichen Geschlechtes, ein Knabe Gregor, und eine Jungfrau Grippime, den christlichen Glauben angenommen und suchten denselben nach ihrer Rückkehr in der Heimath zu verbreiten. Sie fanden aber Anfangs bei Tiridates selbst den größten Widerstand; derselbe ließ den Gregor in einen brunnenartigen Kerker werfen und die Grippime steinigen. Als aber im römischen Reiche selbst das Christenthum durch Konstantin zur Staatsreligion erhoben worden war, gab auch Tiridates seinen Widerstand auf. Gregor wurde aus seiner vierzehnjährigen Gefangenschaft befreit, taufte im J. 302 den König mit einem großen Theil des armenischen Volks, gründete als Patriarch Armeniens eine Menge Kirchen, und wurde endlich unter dem Beinamen „der Erleuchter“ der hochverehrte Schutzheilige des Landes. Im fünften Jahrhundert nahmen die Armenier die Lehre des Eutyches von nur einer Natur (der göttlichen) in Christo an, und blieben, seitdem das Concil von Chalcedon im J. 451 dieselbe als ketzerisch verdammt, von der griechischen Kirche getrennt, während sich später ein Theil desselben als unirte Armenier dem Stuhle zu Rom unterwarf. Dagegen erhielten Abchasien und Georgien das Christenthum von Byzanz aus, und blieben längere Zeit geistlich und weltlich der Herrschaft desselben unterworfen. Vom siebenten Jahrhundert an unterlagen die Länder am Kaukasus den siegreich vordringenden Bekennern des Islam, bis im achten Jahrhundert von Georgien aus das Geschlecht der Bagratiden seine Herrschaft über alle ausbreitete. Im elften Jahrhundert wurde Armenien von den seldschukischen Türken erobert, und das Land unter deren hartem Drucke fast entvölkert. Mit seinem Heere und einem Theil seiner Unterthanen, während der andere

\*) Didron a. a. D. T. I, p. 30.

sich nach allen Richtungen zerstreute, wandte sich der König nach Kleinasien, woselbst sein Nachfolger Rupen ein christlich-armenisches Reich stiftete, dessen Hauptstadt von 1095 bis 1182 die Beste Anazarbus in Cilicien wurde, und drei Jahrhunderte lang fortbestehend, während der Kreuzzüge mit dem Abendland in vielfache Berührung kam. Das alte Armenien dagegen, während des zwölften Jahrhunderts auf kurze Zeit von den byzantinischen Kaisern und dann von den Bagratiden den Türken entrissen, fiel wiederholt in deren Besitz zurück, bis es endlich von den Mongolen erobert, unter diesen als Vasallen unterworfenen, eignen Fürsten sich auf längere Zeit einer verhältnißmäßig milden Regierung und der Freiheit des christlichen Kultus sich erfreuen konnte. — Diese kurzen Andeutungen der wechselnden Geschicke, welche die Kaukasusländer während der hier in Betracht kommenden Zeitperiode trafen, mußten vorausgeschickt werden, um die sonst räthselhaften Erscheinungen an den dortigen Denkmalen, soweit sie uns bekannt geworden sind,\*) zu erklären. In ihren Hauptformen lassen sich drei Classen unterscheiden: basilikenartige Gebäude mit Walmdächern ohne Kuppeln, solche mit Kuppeln in Kreuzesgestalt, und eigentliche Polygon- oder Centralbauten. Vorherrschend ist die zweitangeführte Art; alle drei lassen sich aber im Wesentlichen auf byzantinische Muster und zwar auf solche aus der oben näher charakterisirten dritten und letzten Entwicklungsperiode zurückführen. Denn auch die Kirchen erster Art sind durchaus nicht mit den für eine mächtige Volkszahl bestimmten lateinischen Basiliken zu vergleichen, sondern tragen in ihrer Kleinheit und beinahe quadratischen Grundform den Charakter der oben erwähnten Kirchen Athens, so daß bei ihnen nur die Pfeiler oder Säulenreihen, und das von diesen getragene Holzdach statt der Wölbungen und Kuppeln jenen Namen rechtfertigen. Von Kirchen in Basilikenform ist die des alten Bischofsitzes von Guria, Tschamokmodi, zu nennen, aus zwei zusammenhängenden kleinen dreischiffigen Basiliken bestehend, von denen die kleinere und ältere nur einen Pfeiler von quadratischer, die größere zwei dergleichen von länglicher Grundform zu beiden Seiten des Mittelschiffs hat, an welches letztere sich gegen Osten eine inwendig nach dem Halbkreis, außen dreiseitig gebildete Apside anschließt. Die Pfeiler, denen Pilaster an den Umschließungsmauern entsprechen, tragen Rundbögen, auf denen ohne Erhöhung des Mittelschiffs das flache Holzdach aufliegt. Von ähnlicher Form ist die Klosterkirche zu Chopi in Abchasien, an welche im vierzehnten Jahrhundert eine merkwürdige, aus Trümmern antiker und späterer Gebäude zusammengesetzte Kapelle angebaut ist. Läßt sich für diese Gebäude keine sichere Erbauungszeit angeben,\*\*) so ist solches



Basilika in der Burg Anazarbus  
in Cilicien.

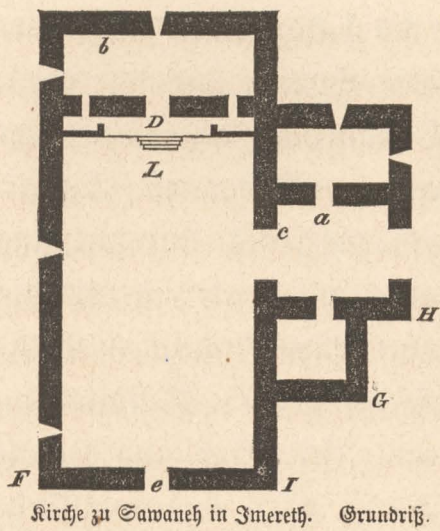
glücklicher Weise der Fall für die hierneben im Grundriß dargestellte Basilika der obenerwähnten Burg Anazarbus in Cilicien, welche nach einer unter dem Dachgesims hinlaufenden Inschrift in armenischer Sprache der dritte Fürst der rupenischen Dynastie, Thoros oder Theodor (regierte von 1100 bis 1129), erbaute. Sie hat ebenfalls ein einfaches Walmdach aus Zimmerwerk. Bemerkenswerth sind die ausnahmsweise an den Seiten angebrachten Eingänge a a, b b, so wie die drei kleinen Nischen e e der halbrunden Apsis, welche mit den vierseitigen Nebenräumen auswendig durch eine gerade Wand abgeschlossen ist.†) Beispiele von einfachen Basiliken ohne Pfeiler sind die Kirchen von Satharbet in Mingrelien und Nakolakewi im obern Kuban, deren halbrunde Apsiden auswendig ebenfalls mit einer geraden Wand abgeschlossen sind, während bei denen zu Gagra und Dkwama in Abchasien die halbrunde Form auch auswendig beibehalten ist.††) Eine solche einschiffige Basilika ist ferner die Kirche zu Sawaneh in Smereth, welche sich durch ihr einfaches Walmdach aus Zimmerwerk und den Mangel einer Kuppel von allen Kirchen dortiger Gegend aus jüngerer Zeit auszeichnet. Sie bietet ebenfalls den Vortheil einer zuverlässigen Datirung, indem eine Inschrift

\*) Die Hauptquelle ist das große Reiserwerk von Fr. Dubois de Montpéroux, Voyage autour du Caucase etc. Paris, 1839—1843, zu welchem das oben S. 299 angeführte Werk von Texier Ergänzungen liefert. Einige andere von dem Schreiber dieses benutzte Quellen sind besonders angemerkt.

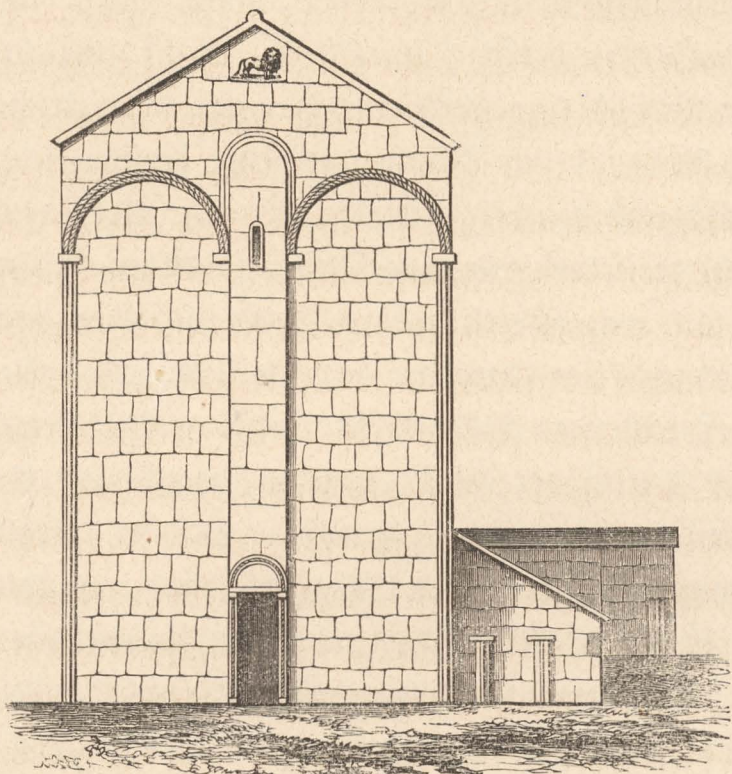
\*\*\*) Dubois a. a. D. T. III, p. 105 ff. setzt sie auf Vermuthung hin ins zehnte Jahrhundert. Den Grundriß gibt er in Atlas III, Pl. IV, eine äußere Ansicht das. Pl. XIX. Ferner Pl. XX.

†) Beschrieben von V. Langlois, Voyage dans la Cilicie, Revue archéologique, XIII<sup>e</sup> année, 6<sup>e</sup> Livr. p. 361 suiv. Paris 1852.

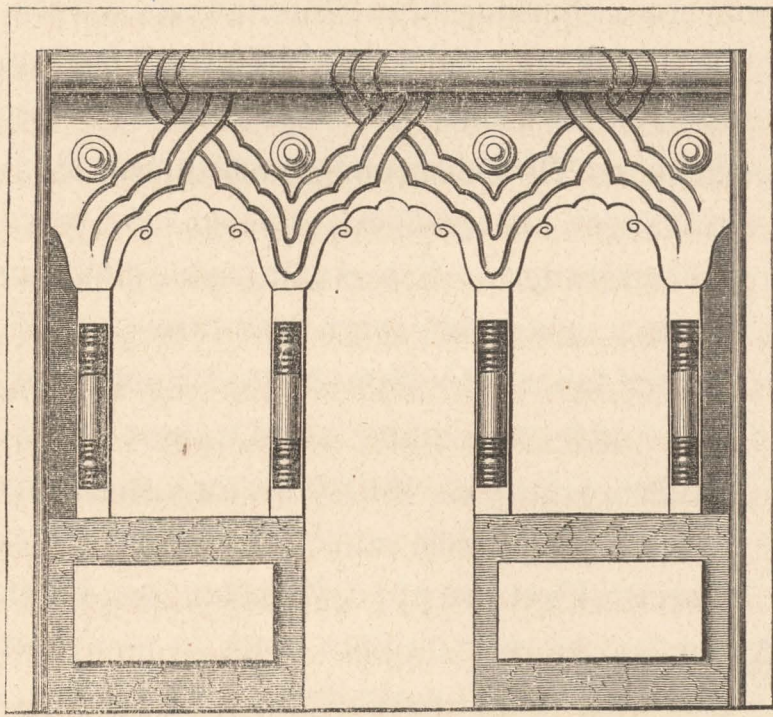
††) Grundriß bei Dubois a. a. D. Pl. IV. Ihr Alter gibt er nur vermuthungsweise und, wie es scheint, ohne sichere Kritik an.



Kirche zu Sawaneh in Imereth. Grundriß.



Kirche zu Sawaneh in Imereth. Aufriß der Westseite.



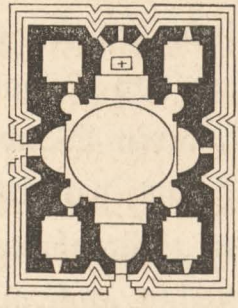
Stonostas der Kirche zu Sawaneh.

im Innern der südlichen Vorhalle das Jahr 981 als das ihrer Erbauung unter dem georgischen Herrscher Bagrat III. angibt. Diese Angabe ist von großem Werth als ein Anhaltspunkt zur Bestimmung des Alters der eigenthümlichen Wandverzierung, welche aus schmalen rohrähnlich gegliederten und oben mit ähnlichen oder, wie hier, aus Flechten bestehenden Bogen verbundenen Pilastern gebildet, regelmäßig an den Ecken der Gebäude oder als Ausfüllung der äußeren Wandflächen angebracht ist. Wegen ihrer Aehnlichkeit mit einer analogen Ornamentik an den Denkmälern des späteren Rundbogenstils im Abendlande könnte man versucht sein, ihr ein entsprechendes jüngeres Alter zuzuschreiben. Doch scheint dieses Motiv, welches sich ähnlich so, wenn auch ohne die verbindenden Bogen, schon an Bauwerken der frühesten Kulturperioden bis in die neuere Zeit herab angewendet findet, von jeher in Vorderasien beliebt gewesen zu sein. Es erinnert an die Bauart der von Dubois dargestellten Holzhäuser Armeniens, deren Wände, gleich denen des alten Aegyptens, aus wagrecht liegenden, von senkrechten Pfosten eingerahmten Hölzern gebildet sind, und ist vielleicht auch aus der Holzarchitektur, oder gar von dem Zeltbau, wie ihn schon die altjüdische Stiftshütte darbietet, hergenommen. Wir geben nebenstehend Grundriß und Aufriß dieser Kirche, so wie auch eine Abbildung von einem Theile ihres aus gelblichem Kalkstein mit Stucküberzug gebildeten Stonostas, welcher jedoch viel jünger und im tartarisch-mongolischen Geschmacke des 16. oder 17. Jahrhunderts gebildet ist. \*) Die abchasischen oder georgischen Kirchen, denen die Kreuzform zu Grunde liegt, schließen sich theilweise ziemlich genau den oben S. 297 dargestellten byzantinischen an, indem sie gleich diesen von Sonnengewölben überspannte Kreuzarme mit einer letztere überragenden, von einer fensterdurchbrochenen Trommel getragenen Mittelkuppel haben, während die niedriger gehaltenen Ausfüllungsräume in den Winkeln der ersteren mit wenig geneigten oder als Terrassen gebildeten Dächern bedeckt sind. So z. B. die Kirche von Schona im oberen Kuban, die zu Nakolakewi in Mingrelieu, \*\*) und vor allen die schöne, aber leider verfallene Patriarchalkirche

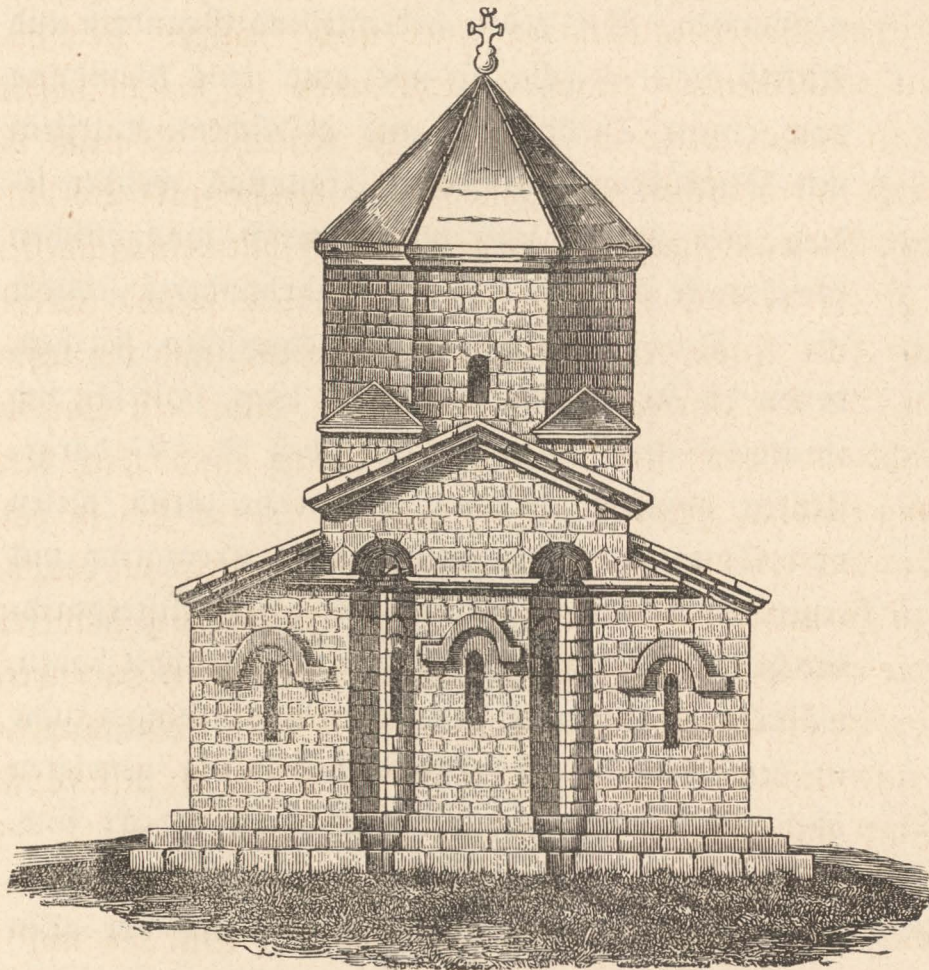
\*) Die Kirche ist dargestellt von M. Brosset, im Bulletin des sciences histor., philolog. et polit. de l'Académie des Sciences de St. Petersburg T. XIV, Nr. 11 v. J. 1856, woher auch die Abbildungen genommen sind.

\*\*) Dubois a. a. D. Pl. IV.

der mongolischen Herrschaft) schließen.\*) Von noch jüngerem Alter ist offenbar die halbzerstörte Metropolitankirche von Kutais in Imereth,\*\*) wie die reichgegliederten Spitzbogen ihrer Portale und die theilweise sehr an die mongolische Periode erinnernden Details ihrer inneren Ornamentik beweisen. Ihr Aeußeres zeigt dasselbe, nur mehr ausgebildete Verzierungsmotiv wie die Kirche von Sawaneh. Auffallend ist bei ihr die Verlängerung des nördlichen und südlichen Kreuzarmes über die vierseitige Umschließung hinaus, wobei jeder derselben im Innern als halbrunde Apside gebildet, auswendig aber geradlinig abgeschlossen ist. Weiter entfernt von dem byzantinischen Vorbild und in einer eigenthümlichen Weise ausgebildet stellen sich die Kirchen Armeniens dar, worin sich auch äußerlich die größere Abschließung des Landes von Byzanz ausdrückt, wie sie durch seine geographische Lage und seine oben angedeutete Geschichte bedingt werden mußte. Wurde schon bei der byzantinischen Kunst oben das ängstliche Streben nach Regelmäßigkeit und Einförmigkeit als charakteristisch hervorgehoben, so ist dieser ächt orientalische Zug bei den armenischen Bauten bis zum äußersten Extrem entwickelt. Nicht zufrieden mit der von Byzanz überlieferten Grundform des in ein Viereck eingeschlossenen Kreuzes von gleicher



Grundriß der Kirche der heil. Grippime zu Bagarschabad in Armenien.



Kirche der heil. Grippime zu Bagarschabad. Aufriß.

oder beinahe gleicher Länge der Arme, deren östlicher in eine Apside endet, hat man in Armenien die Regelmäßigkeit so weit getrieben, alle vier Kreuzarme mit Apsiden abschließen zu lassen oder dieselben ganz aus solchen zu bilden, so daß von der Mitte des Gebäudes aus alle gegenüberliegenden Theile desselben vollkommen symmetrisch erscheinen, und auch im Aeußern das Gebäude von allen Seiten sich gleich sieht. Als ein sprechendes Beispiel für diesen verknöcherten Typus ist hierneben Grundriß und Aufriß der Kirche gegeben, welche zur Erinnerung des Martertodes der oben erwähnten heil. Grippime auf der Stätte der jetzt verschwundenen alten Hauptstadt Armeniens Bagarschabad, errichtet

ist. Der Mittelraum mit seiner Kuppel überwiegt dermaßen alles, daß er eigentlich allein die Kirche bildet, und man hat, um die gleichsam bei Seite geschobenen vier gleichen Räume in den einspringenden Winkeln der Kreuzform von ihm aus zugänglich zu machen, ohne die Regelmäßigkeit zu stören, die vier Ecken der Mittelvierung je nach einem Dreiviertelkreis ausgerundet, so daß in diesen cylinderförmigen Nebenräumen die nöthigen Thüren angebracht oder vielmehr versteckt werden konnten.†) Ganz dieselbe Anordnung, wenn auch noch nicht so konsequent durchgeführt, zeigen die Bischofskirchen zu Martwili in Mingrelien und zu Sion im Atenathal in Georgien ††) Während bei diesen letzteren die vier Apsiden noch in ungleicher Weise über die Umschließungsmauern vortreten, hat man bei der Kirche der heil. Grip-

\*) Dubois a. a. D. Pl. I und II. Auch er glaubt der Tradition zu Liebe ihre Erbauung dem Kaiser Justinian zuschreiben zu müssen. Damit steht aber, außer den bewußten Einzelheiten, die ganze Anlage und Formenbildung derselben im entschiedenen Widerspruch, indem diese vielmehr an die oben dargestellten spätbyzantinischen Kirchen Athens erinnert.

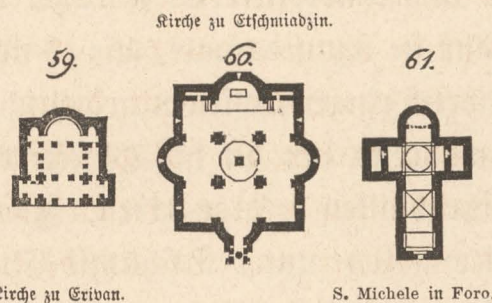
\*\*\*) Bei Dubois a. a. D. auf Pl. XIII bis XVIII dargestellt, welcher das Jahr 1003 als das ihrer Gründung angibt.

†) Dubois a. a. D. T. III, p. 380 und Pl. VIII.

††) Derselbe a. a. D. Pl. IV und IX. Nach einer daran befindlichen Inschrift ist letztere unter dem König Bagrat II. († 998) von einem armenischen Architekten, Boghos, erbaut worden. Dubois a. a. D. I, 410 und III, 380. Derselbe hält gemäß der Tradition diese beiden Kirchen nicht für Vorgänger, sondern vielmehr für Kopien der zu Bagarschabad. Wenn aber in der Baugeschichte überhaupt eine menschliche Entwicklung anzunehmen ist, welche vom Einfachen und Natürlichen zum Zusammenhängenden und Künstlichen, von schwankenden Versuchen zur Sicherheit des Manirierten fortschreitet, dann ist, wie hier geschehen, der umgekehrte Fall anzunehmen.



sieme die Stirnflächen der Apsiden mit Lettern in eine Fläche zu bringen gewußt, so daß nur dreiseitige, oben mit Trichtergerölben bedeckte Nischen in den Wandflächen die Stelle der Apsiden äußerlich kennzeichnen. Dasselbe Motiv sahen wir schon oben S. 298 bei der Theodoroskirche zu Konstantinopel auftreten, wie es auch an der Metropolitankirche von Kutais erscheint, und es beweist die streng schematische Durchbildung dieses letzteren Motivs sowohl, als auch der durch Apsiden gebildeten Kreuzform von der hier dargestellten Kirche, daß sie jünger als jene weniger regelmäßigen Bauwerke sein muß, obgleich die Tradition sie für dasselbe Gebäude ausgibt, welches Tiridates zu Anfang des vierten Jahrhunderts habe errichten lassen.



Auch die nahe dabei gelegene Kirche des hochverehrten Patriarchen-sizes von Armenien, Etschmiadzin, zeigt in ihrer hierneben durch den Holzschnitt Nr. 60 gegebenen Grundform zwar unverkennbar dasselbe Princip der vier in Apsiden endigenden Kreuzarme, aber in einer ursprünglicheren, von der byzantinischen Musterform weit weniger entfernten Ausbildung. Außer ihrer Grundform, welche zufolge einer an den noch ersichtlichen ältesten Theilen des Unterbaues befindlichen Inschrift dem in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahr-

hunderts von griechischen Architekten errichteten Baue angehört, bietet freilich diese berühmte Patriarchalkirche wenig Alterthümliches mehr dar. Vielfach in den Kriegen beraubt und verwüstet, gehört ihr Oberbau, an welchem allenthalben der tartarisch-mongolische Styl in seiner späteren Entwicklung auftritt, erst den letztverflohenen Jahrhunderten an. Der Glockenthurm über der kleinen Vorhalle mit seinen in Spitzbogen geschlossenen Arkaden ist nach der Mitte des 17. Jahrhunderts unter Schah-Aben II. von dem Katholikos Philippus in den Jahren 1654 bis 1657 erbaut worden und der polygone Tambour der mit einem pyramidalen Helm bedeckten Hauptkuppel gehört mit seinen in Eßelsrüdenform flach geschweiften Bogenverzierungen einer noch späteren Zeit an.\*) Von den als Ausnahme in jenen Gegenden erscheinenden reinen Centralbauten ist die bischöfliche Kirche von Nikortsminda und die Kirche von Kasch, beide in Imereth, zu nennen. Obgleich ihre Grundrisse mit den oben S. 281 angeführten altrömischen Polygonbauten, welche als Vorbilder des Kuppelbaues gelten können, eine auffallende Verwandtschaft zeigen, so daß man ihnen ein mindestens konstantinisches Alter zuschreiben möchte, so ist erstere doch nach sicheren Merkmalen, welche überdies von der Tradition bestätigt werden, nicht vor dem Ende des eilften Jahrhunderts, und die letztere erst im zwölften Jahrhundert erbaut worden.\*\*) Die Kirche von Nikortsminda bildet ein Sechseck, an dessen zwei gegen Osten und Westen gerichteten Seiten sich quadratische Räume anschließen, deren einer den Altar, der andere den Haupteingang enthält, während die übrigen vier Seiten sich in halbkreisförmige Apsiden öffnen. Ueber dem Sechseck erhebt sich auf vorgewölbten Zwickeln die Kuppel. Bei der Kirche zu Kasch liegt ein Achteck zu Grunde, dessen sämtliche acht Seiten mit halbkreisförmigen Apsiden versehen sind, von denen die westliche und die gegen Norden und Süden gewendeten die Eingänge enthalten, während die etwas tiefere östliche den Altarraum bildet. Vier kleine Kapellen mit halbkreisförmigem Schluß gegen Osten sind geschickt in den Mauerwinkeln neben der Altarapside und den dieser zunächstliegenden beiden Apsiden angebracht.

**N**uch in Rußland fand der byzantinische Styl zugleich mit dem Christenthum Eingang und in der Art des Volkes einen für seine Eigenthümlichkeit sehr empfänglichen Boden. Nachdem Vladimir der Große sich im J. 988 zu Cherson hatte taufen lassen und mit einer byzantinischen Prinzessin vermählt worden war, ließ er dortselbst die erste Kirche bauen zur Ehre der Gottesmutter und bald darauf eine andere dem heil. Basilus geweihte, welchen von 996 bis 1007

\*) Dubois, a. a. D. T. III, p. 370 etc. Pl. VI u. VII. Genaueres bietet die Beschreibung von Brosset, Revue archéolog. de 1858, p. 427 suiv., so wie die Beschreibung des Klosters Etschmiadzin vom dortigen P. Schachaturnof, Description de la résidence patriarcale d'Etschmiadzin et des cinq provinces de l'Ararat, daselbst 1842 gedruckt, 2 Bde. in 8<sup>o</sup>.

\*\*) Derselbe a. a. D. T. II, p. 383; Pl. IV und XXI; ferner T. III, p. 161, Pl. IV. Man wird dadurch veranlaßt, einen abendländischen Einfluß während der Zeit des dortigen entwickelten Rundbogenstyls anzunehmen, und es ist auch möglich, daß ein solcher in Folge der Kreuzzüge stattgefunden hat.

die Erbauung der Kirche der heil. Dirme zu Kiew nachfolgte. Dieser Ort wurde bald der geistliche Mittelpunkt der russisch-griechischen Kirche, und es befanden sich dort bei dem Tode Vladimirs bereits vierhundert Kirchengebäude. Bei dem fortdauernd von Byzanz aus geübten Einflusse, der durch Schaaren von dort ausgegangener Missionäre genährt wurde, bei der Unterordnung des Metropolitan von Kiew unter den Patriarchen von Konstantinopel ist es erklärlich, daß alle diese Kirchen im damaligen spätbyzantinischen Style und wohl auch unter Leitung von dorthier gekommener Architekten erbaut wurden. Von den zwei zu Kiew und Nowgorod von Jaroslaw nach byzantinischem Vorbilde der heil. Weisheit gewidmeten Kirchen wird bestimmt berichtet, daß sie von griechischen Werkleuten erbaut worden seien.\*) Die bekannte Zähigkeit der Russen im Festhalten ihnen von außen überlieferter Formen bei eigenem Mangel an geistiger Produktionskraft läßt es nicht bezweifeln, daß sie schon damals, wie es noch heute von ihnen geschieht, die spätbyzantinische Form des von einem Viereck eingeschlossenen griechischen Kreuzes, welches eine auf hoher Trommel ruhende Kuppel überragt, während sich an die Ostseite des viereckigen Gebäudekörpers drei kleine Apsiden anlehnen, bei ihren Kirchenbauten befolgt haben. Kaum zweihundert Jahre bestand bei ihnen das Christenthum, als die Mongolen unter Dschingis-Chan Rußland überflutheten und von 1237 bis 1480 beherrschten. Auch von dieser Seite erhielt die russische Architektur einen bleibenden Eindruck, und die über den vier Eckräumen des Kirchenvierecks sich erhebenden kleineren Kuppelaufsätze, welche der Mittelkuppel gedrängt zur Seite stehen, so wie die im tartarischen Geschmace in Zwiebelform geschweiften Dächer dieser fünf Kuppeln, sind seitdem dort als charakteristisches Kennzeichen aller kirchlichen Bauwerke haften geblieben. So kommt es, daß man bei Betrachtung der Bauten des Marktes zu Nowgorod wie der des Kreml in Moskau sogleich an die des Meidun von Ispahan und an die Kuppelgebäude von Ugra und Delhi erinnert wird. Ein solches getreues Abbild indisch-mongolischer Architektur ist namentlich auch die Kirche zum Schutze der heil. Jungfrau in Kitaigorod. Selbst europäische Architekten, welche seit dem 16. und 17. Jahrhundert in Rußland thätig waren, mußten sich diesem Geschmace fügen und konnten nur an einzelnen Details die ihnen geläufigeren, aus der Heimath eingeführten Formen zur Geltung bringen.\*\*)

Bei der vielfachen Berührung, welche mit dem abendländischen Europa seit Karls des Großen Zeit statt fand, konnte es nicht fehlen, daß auch dorthin einzelne Formen der Kunst von Byzanz verpflanzt und namentlich in der ersten Zeit seit der Einführung des Christenthums bis zu den Ländern nördlich der Alpen einzelne Zweige der Technik von dorthier eingeführt wurden. Am meisten machte sich aber byzantinischer Einfluß in Sicilien und im südlichen Stalien geltend, wo bis zum siegreichen Eindringen der Araber die Herrschaft der oströmischen Kaiser sich im Ganzen behauptet hatte.†) Selbst neben dem Einflusse, welchen später die Araber und nach diesen die Normannen auf die dortigen Kunstschöpfungen ausübten, blieb ein gewisses byzantinisches Gepräge an denselben haften. Beispiele dafür liefern die königliche Kapelle zu Palermo, die im zwölften Jahrhundert erbauten Kathedralen von Cefalu, Palermo und Messina, vor allen aber die 1170 von dem normannischen König Wilhelm II. errichtete Kirche Santa Maria-nuova zu Monreale, deren dem griechischen Ritus gemäße Einrichtung neben den an ihr vorhandenen griechischen Inschriften die Thätigkeit griechischer Werkleute kund gibt.††) Auch in den dem griechischen Reiche benachbarten und in vielfacher Handelsverbindung mit ihm stehenden Gegenden am adriatischen Meere machte sich die Einwirkung des byzantinischen Geschmaces vielfach geltend, wie schon oben S. 273 und 286 angedeutet wurde. Am auffälligsten zeigt sich dieses an der S. Markuskirche in Venedig, welcher vor allen übrigen Bauwerken

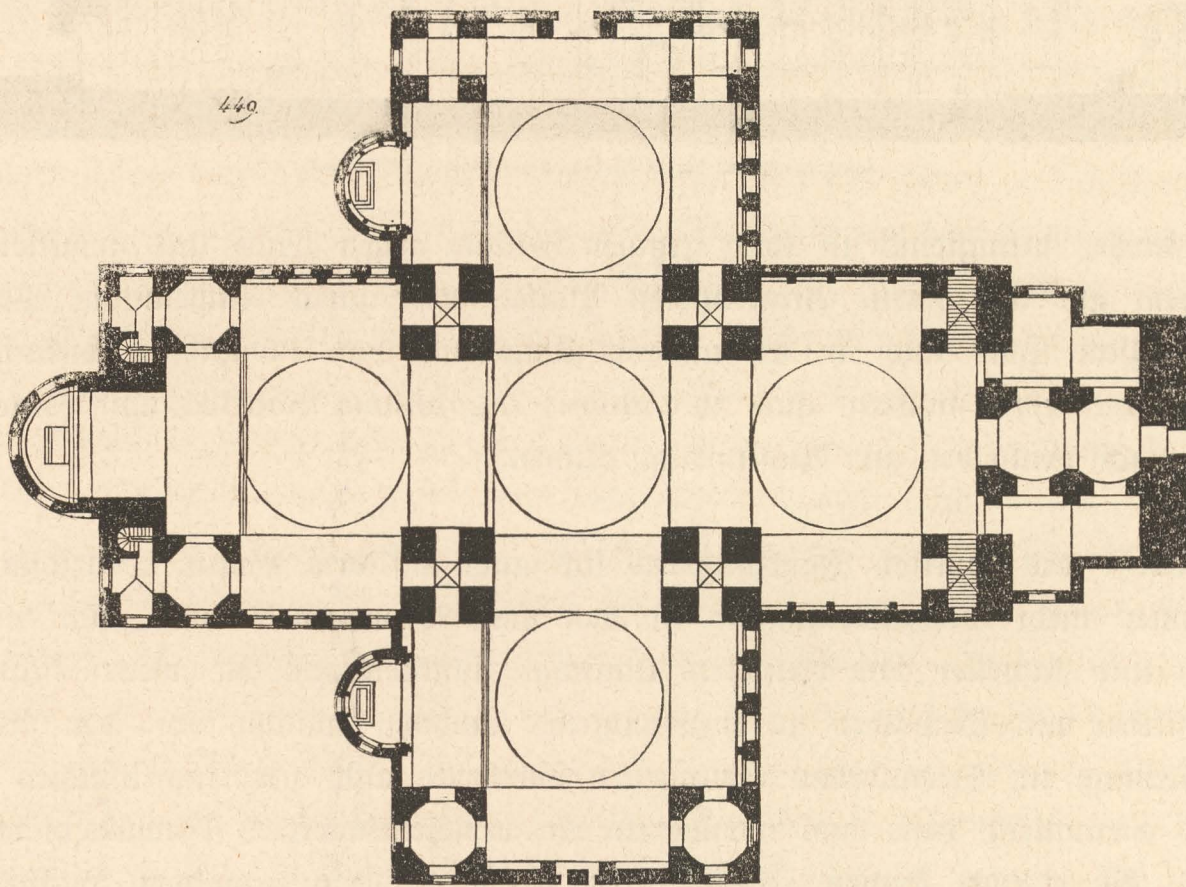
\*) Alfred Maury, l'Architecture russe et les églises slaves. Revue archéol. II<sup>e</sup> année.

\*\*\*) Vergleiche die dem Werke von J. H. Blasius, Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841, beigegebenen Abbildungen einer Menge russischer Baudenkmäler. Ferner Hallmann, History of Greco-Russian ecclesiastical Architecture in dem Transactions of the Royal Institute of British Architects, vol. I, p. 2. p. 88 seqq.

†) Der Duca di Serradifalco sagt in seinem Werke: del Duomo di Monreale, Palermo, 1838, p. 48: „Laonde frequentissime divennero allora le relazioni fra i Bizantine ed i Siciliani, i quali da quelli ricevevan gli esarchi, i patrizi, i prelati, le leggi; sicchè la nostra civile ed ecclesiastica polizia del tutto greca divenne.“

††) Vergl. Hittorf et Zanlh, Architecture moderne de la Sicile, Paris 1835.

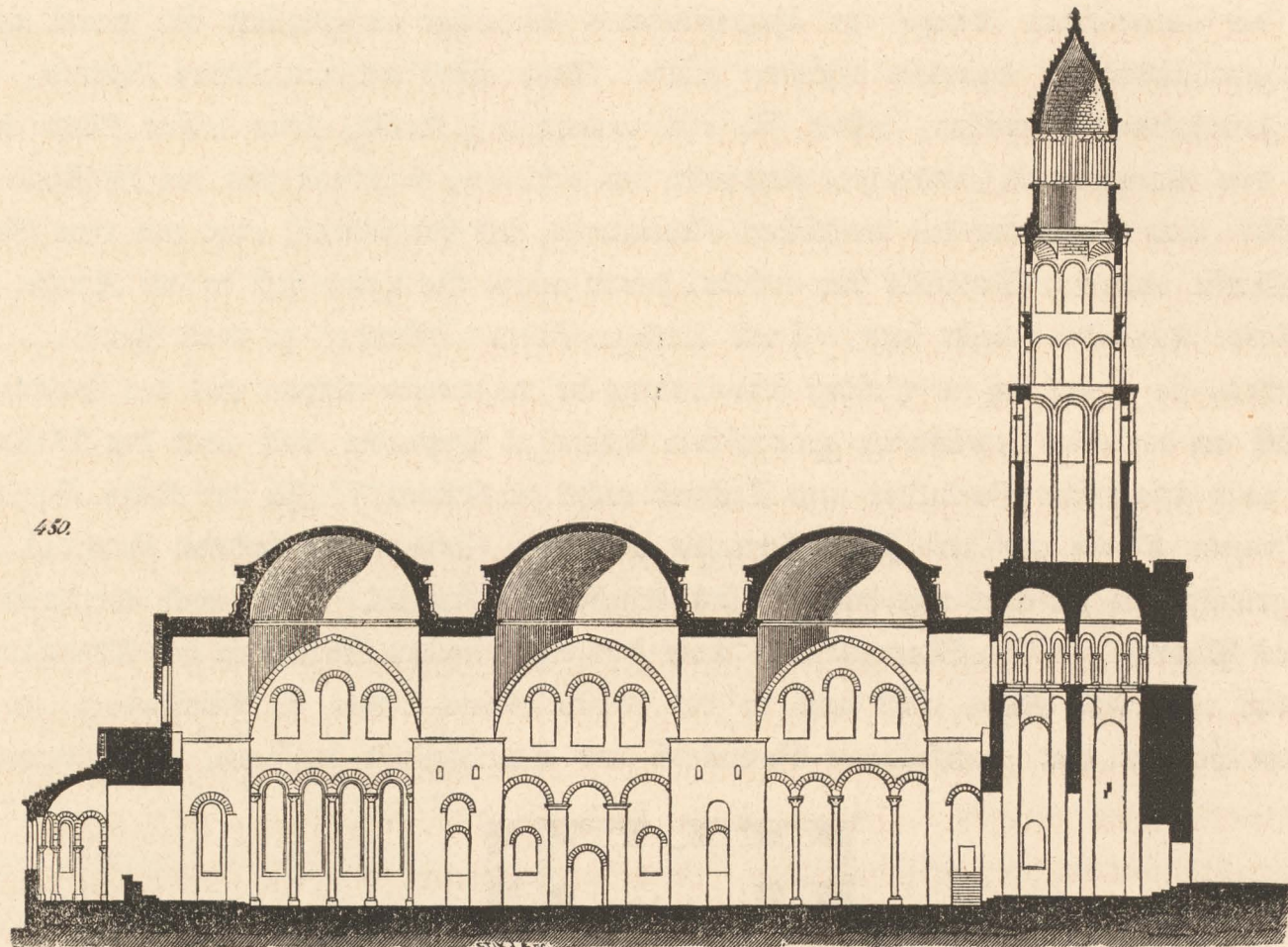
im Bereiche der lateinischen Kirche ein byzantinisches Gepräge aufgedrückt ist, wenn auch manche besondere Eigenthümlichkeit daneben bestehen blieb. Nach ihrer ursprünglichen Anlage, welche aus dem eilften Jahrhundert herrührt, bildet sie ein griechisches Kreuz, über dessen Mitte eine höhere, sowie über den Kreuzarmen niedrigere Kuppeln sich erheben, während vor der Westseite, und auch längs der Süd- und Nordseite des westlichen Kreuzarms sich hinziehend, eine mit dem Gebäude von außen eine Masse bildende Vorhalle sich erhebt, deren obere Gallerien sich in die Kirche öffnen und mit einer Reihe Kuppeln bedeckt sind. Diese Anlage stimmt offenbar zu dem Narthex der byzantinischen Kirchen, sie findet sich in gleicher Anordnung an mehreren solchen aus der spätbyzantinischen Periode, selbst an der oben erwähnten georgischen Kirche zu Pigiunda, und auch der Mosaikenschmuck des Innern läßt griechische Vorbilder und Technik nicht verkennen.\*) In der Nähe Benedigs zeigen die Kirchen Santa Fosca auf der Insel Torcello und San Ciriaco zu Ancona ebenfalls die Grundform eines griechischen Kreuzes mit darüber sich erhebender Kuppel. Eine noch merkwürdigere Verpflanzung des Planes der St. Markuskirche nach den entfernteren Gegenden des Abendlands, welche freilich ziemlich vereinzelt blieb, tritt uns in der Kirche Saint-Front zu Périgueux in Frankreich entgegen, von welcher wir nachfolgend Grundriß und Durchschnitt beifügen. Der Grundplan zeigt



Grundriß der Kirche von Saint-Front zu Périgueux.

die größte Uebereinstimmung mit dem der St. Markuskirche, nur daß der Vorhallenbau der letztern fehlt, welcher vielleicht bei der Erbauung von Saint-Front dort noch nicht vorhanden war. Dagegen erhebt sich über einer kleineren Vorhalle der im Abendlande nicht zu entbehrende Thurmbau, wie ein solcher auch zu Benedig in einiger Entfernung von der Kirche später errichtet wurde. Auch sind die untern Durchbrechungen der großen Eckpfeiler des Mittelvierecks, welche wie dort die Räume unter den von ihnen getragenen großen Schwibbögen als eine Art Nebenschiffe erscheinen lassen, hier etwas enger gehalten. Dagegen ging man in der Nachahmung des fremden Vorbildes soweit, auch hier die Außenflächen der Wölbungen in acht byzantinischer Weise zugleich als Dach dienen zu lassen. Dieselben mußten aber mit Rücksicht auf die Einwirkungen des Klimas in der Folge mit einem hölzernen Dachstuhl verwahrt werden, wie es auch zu Benedig durch spätere Errichtung hoher mit Blei gedeckter Scheinkuppeln über der Kirche zu geschehen hatte. Mit dieser Aufnahme der byzantinischen Bauweise im Ganzen steht nun freilich die sämtlich im Geiste der abendländischen Architektur ausgeführte Detail-Gliederung von Saint-Front in auffallendem Widerspruch. Namentlich ist dies auch mit der zugespitzten Form der großen Schwibbögen der Fall, und es geht daraus her-

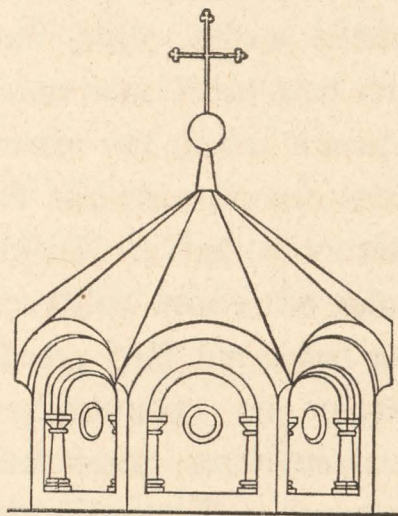
\*) Nach Félibien wurde die S. Markuskirche um 1178 unter Leitung eines griechischen Architekten umgebaut, welchen der Doge S. Ziani von Konstantinopel dazu berufen habe.



Längendurchschnitt der Kirche von Saint-Front zu Périgueux.

vor, daß die Kirche, wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt, gegen Ende des zwölften Jahrhunderts zwar nach einem aus der Ferne eingeführten Plane, aber durch einheimische Werkleute erbaut wurde. Dieser Plan fand auch in der näheren Umgebung von Périgueux Anklang, indem nicht nur an diesem Orte selbst, sondern auch zu Cahors, Angoulême, Souillac und Fontevrault größere Kirchenbauten nach demselben zur Ausführung kamen.\*)

Als im Laufe des zwölften Jahrhunderts sich auch auf dem Boden Deutschlands der Steinbau immer mehr vervollkommnete, so daß man es wagen konnte, nicht nur wie früher, Krypten und Kapellen von kleinerem Umfange, sondern auch die weiten Räume der abendländischen Basiliken mit Gewölben zu überspannen, mochten manche von den Byzantinern bei ihrer langen Übung im Gewölbebau errungenen Vortheile auch den einheimischen Werkleuten zu Gute kommen, wengleich diese von vornherein ein verschiedenartiges Gewölbesystem zur Anwendung brachten. Es erleidet keinen Zweifel, daß einige bei den gewölbten Basiliken, namentlich Deutschlands, von Anfang an hervortretenden Motive, wie z. B. die Anlage von Kuppelthürmen über den Kreuzungen der Querschiffe mit dem Langhause, durch die in Folge der Züge nach dem heiligen Lande vielfach verbreitete Bekanntschaft mit den byzantinischen Kirchenbauten hervorgerufen wurden.



554.

Kuppelspitze der Apostelkirche zu Köln.

Bei der großen Zeugungskraft, welche der abendländischen Baukunst damaliger Zeit eigen war, beschränkte man sich aber keineswegs auf bloße Nachahmung, sondern verstand es, solche Entlehnungen in organischer Weise selbstständig durchzubilden. Dieß zeigt sich dann auch bei den Steinbedeckungen, wo man solche statt der Dächer aus Zimmerwerk über den Kuppeln und Thürmen zur Anwendung brachte, indem man mit Rücksicht auf die Einflüsse des nördlicheren Klimas diese nicht kugelförmig, sondern meist geradlinig spitz oder in einer steil ansteigenden Wölbung bildete. Als Beispiel einer solchen verständigen Umbildung möge die hier neben im Aufriß gegebene Steinspitze der Mitteldome der Apostelkirche zu Köln dienen, welcher offenbar die oben S. 298 und 300 dargestellte äußere Kuppelbildung spätbyzantinischer Kirchen zum Grunde liegt.

\*) Ueber die Kirche Saint-Front zu Périgueux und die mit ihr verwandten Bauanlagen Frankreichs ist eine specielle Schrift von dem französischen Archäologen Felix de Verneilh erschienen, welche der Verfasser jedoch bisher nicht zu Gesicht bekommen konnte.

**N**och auf die Baukunst der Völker, über welche zu Anfang des 7. Jahrhunderts die Lehre des Islam sich mit einer bis dahin in der Geschichte ohne Beispiel gewesenen Gewalt und Schnelligkeit verbreitete, hat die Bauweise und Technik der Byzantiner großen Einfluß geübt. Obgleich eigentlich außerhalb des Rahmens dieser Darstellung liegend, müssen wir doch hier einen Blick auf diese eigenthümliche Kunstrichtung werfen, welche, wenn sie auch in Folge des ganz verschiedenen Geistes jener Völker und ihres Glaubens neben der Kunst der christlichen Völker Westeuropas eine eigene, abgesonderte Bahn durchlaufen hat, doch bei vielfacher Berührung, namentlich während der Kreuzzüge, auch auf letztere nicht ohne Einwirkung blieb. Daß eine solche, und zwar in nicht unbedeutendem Maße, auf die Bauweise der Kaukasusländer und Rußlands stattfand, ist oben bereits angedeutet worden. Freilich ist in der muhammedanischen Architektur weder ein zu Grunde liegendes räumliches, noch ein konstruktives Princip wahrzunehmen, welches den künstlerischen Bildungstrieb zu wesentlich neuen Gestaltungen hätte führen können; vielmehr zeigt sich in derselben nur eine willkürlich-phantastische Verarbeitung der in den Bauwerken der eroberten Länder vorgefundenen Kunstformen. Als Muhammed seit dem Jahr 610 unter den Arabern, seinen Landsleuten, als Prophet auftrat, und dieses bis dahin fern von der Weltbühne, halb nomadisch lebende Volk zu unerhörter Bewegung und Thatkraft entflammte, hatte dasselbe keine eigene Kunst, wie es überhaupt bis dahin nur eine niedrige Kulturstufe eingenommen hatte. Wir finden daher bei den ersten größern Bauunternehmungen desselben, von denen die Geschichte weiß, fremde Werkleute thätig. So bei der Wiederverbauung des alten Nationalheiligthums, der Kaaba zu Mekka, welche am Ende des 5. Jahrhunderts durch Feuer zerstört worden war, einen koptischen und einen griechischen Architekten, und zwar gegen ihren Willen, indem man sie sammt dem Schiffe, auf welchem sie Baumaterialien für eine christliche Kirche herbeiführten, auffing und zwang, dieselben sammt ihrer Kunst zu dem muhammedanischen Baue zu verwenden. Bei der hohen Verehrung, welche die Kaaba genoß, indem sie auch bis heute das erste und höchste Heiligthum des Islam geblieben ist, welches wo möglich jeder Bekenner des letztern einmal in seinem Leben besucht haben muß, war dieser Umstand von vornherein nicht ohne Bedeutung, da ein ähnliches Verfahren nun ohne Bedenken auch bei vielen nachfolgenden Bauten beobachtet wurde, welchen der Tempel zu Mekka als Vorbild diente. Umgibt bei diesem ein weiter vierseitiger Hofraum die alte Opferstätte, auf der schon Abraham einen Altar errichtet haben soll, während sich längs den das Ganze umschließenden hohen Mauern offene Säulenhallen rings herumziehen, sodann von außen an der Eingangsseite zum Gebrauch der Pilger Stallungen für Kameele, Pferde und Viehheerden, Bäder und Brunnen u. s. w. angefügt sind, so finden wir diese Anordnung bei den meisten und ältesten Kultusstätten der Muhammedaner befolgt, namentlich in den östlichen und südlichen Ländern des Islam weit verbreitet. Sie erinnert an die des salomonischen Tempels zu Jerusalem und gewährt gleichsam das Bild eines Zeltlagers, welches das Heiligthum von vier Seiten umgibt, wie ja auch der jüdische Tempel in dem Zelte der Stiftshütte und den diese umgebenden Zelten der Tempeldiener sein Vorbild hatte. Gewöhnlich sind die den offenen Hofraum einschließenden Hallen auf der Eingangsseite des Vierecks und den beiden anstoßenden Seiten zwei- bis vierschiffig, während auf der den Eingängen gegenüberliegenden, stets nach Mekka gerichteten Seite die Zahl der Schiffe vermehrt ist, so daß hier ein größerer bedeckter Raum entsteht, welcher in der Mitte der ihn nach außen abschließenden Mauer eine reichverzierte Nische, Mihrab genannt, enthält, die den Betenden die Richtung nach Mekka andeutet und zugleich zur Aufbewahrung des Koran dient. Nahe dabei befindet sich der Pult zum Vorlesen aus demselben, Mimbar genannt, und eine erhöhte Kanzel Kutbe, von welcher herab der Imam predigt und vorbetet, sowie mehr nach dem Hofe hin eine andere Tribüne, Mastasche, um die Stunde des Gebets auszurufen. Dieser innerste Theil der großen Halle ist gewöhnlich durch reicheren Schmuck ausgezeichnet, und bildet unter dem Namen Kiblah das Heiligthum der Moscheen. In der Mitte des Hofes, welchen zu Mekka die Kaaba einnimmt ist in der Regel ein mit einem Ueberbau versehener Brunnen angebracht, welcher das Wasser zu den vorgeschriebenen Abwaschungen darbietet. Die Säulen der genannten Hallen sind, wo es irgend anging, antiken Bauwerken entnommen und nur wo es an diesen fehlte, einfache Stützen neuerer Arbeit hinzugefügt. An die Stelle der von diesen anfangs getragenen einfachen Architrave

treten dann bald die Säulenreihen der Länge nach verbindende Bögen, welche die flache hölzerne Decke stützen, bis diese zuletzt in byzantinischer Weise durch Reihen von gewölbten Kuppeln ersetzt wird. Nach derselben Anordnung, und zwar in höchst einfacher alterthümlicher Weise, war auch gegen das Jahr 640 das zweite Heiligthum des Islam, die berühmte Moschee El Haram zu Jerusalem, auf der Stätte des salomonischen Tempels von Omar, dem zweiten Nachfolger des Propheten, angelegt worden, nachdem derselbe um 637 Palästina erobert hatte. Aus den Trümmern der vorgefundenen antiken Bauwerke aufgeführt, bildete es ein großes Viereck, welches an 3000 Menschen fassen konnte; große Balken trugen die hölzerne Decke. \*) In Damaskus bestimmte Omar die Basilika des h. Johannes zum muhammedanischen Kultus, erlaubte aber, daß die Christen den westlichen Theil derselben für ihren Gottesdienst behielten. War bisher in den Bauwerken der Araber nur das nächstliegende Bedürfnis befriedigt worden, so änderte sich dieses bald, nachdem Omar das zu hoher Blüthe gediehene persische Sassanidenreich im J. 638 erobert hatte und dessen prächtige Hauptstadt Madain den staunenden Krieger des Islam seine Schätze erschloß. Von da an war es das Bestreben der muhammedanischen Herrscher prachtvolle Bauwerke als Verkünder ihres Namens und Ruhmes der Nachwelt zu hinterlassen, wozu indessen anfangs immer noch ältere Gebäude ihren Schmuck hergeben mußten. Wie dieses im Süden und Westen mit griechisch-römischen Monumenten der Fall war, so wurde auch namentlich Madain, woselbst sich der schimmernde Palast des Kosroes erhob, geplündert, als Abu-Dschafar-al-Mansur, der zweite Kalif aus dem Hause der Abbassiden, die Stadt Bagdad erbaute. Unter diesem Hause erlangte zu Anfang des neunten Jahrhunderts das Kalifat seine höchste Macht, und das Reich des Islam, welches, vom Ganges bis zum Ebro reichend, Europa von Süden her in einem großen Bogen umspannte, seine höchste Blüthe in Wissenschaft und Kunst. Den Moscheen fügte man jetzt in der Regel das prächtige Grabmal (Turbeh) ihres Erbauers hinzu, über welchem sich eine innen und außen in Gold und Farbenpracht schimmernde Kuppel wölbte, während schon Walid I. aus dem Hause der Ommajjaden (+ 715), der von ihm zu Damaskus auf der Stätte der erwähnten Basilika des heil. Johannes erbauten prächtigen Moschee außer einer reichverzierten Kuppel die ersten jener schlanken Spitztürme (Minarehs) beigegeben hatte, welche in der Zahl von einem bis zu sechs seitdem der eigenthümliche Schmuck der Kultusstätten des Islam und damit der orientalischen Städte geblieben sind. Während indessen im Süden jene ältere Grundform der

\*) So sah es noch in der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts der fränkische Bischof Arnulf, dessen in so vieler Beziehung wichtige, schon oben Seite 269 ff. erwähnte Beschreibung des heiligen Landes und Adannan, Abt des Klosters Columba auf der Insel Hii an der schottischen Küste, hinterlassen hat. Die Worte dieses genauen und unverwerflichen Zeugen sind: „Ceterum in illo famoso loco, ubi quondam templum magnifice constructum fuerat, in vicinia muri ab oriente (der östlichen Stadtmauer Jerusalems) locatum, nunc Saraceni quadrangulam orationis domum, quam sub-rectis tabulis et magnis trabibus super quasdam ruinarum reliquias construentes vilifabricati sunt opere ipsi frequentant, quae utique domus tria hominum milia simul (ut fertur) capere potest. (Lib. I. c. 1.) Auch der fränkische Benedictiner Bernhard sah im J. 870 diese die Stelle des salomonischen Tempels einnehmende Moschee, welche er synagogam Saracenorum nennt, noch in derselben ursprünglichen einfachen Gestalt (Itinerar. Bernardi mon. c. 11. Mabillon, Act. SS. O. S. Bened. Saec. 3. P. 2. pag. 472. seqq.). Das jetzige prächtige, auf dieser Stelle sich erhebende Gebäude in Centralform, welches zuerst der Erzbischof Wilhelm von Tyrus in der 2. Hälfte des 12. Jahrh. näher beschreibt, bestehend aus einer innern Säulenrotunde, welche von einer hohen, stattlichen Kuppel überwölbt und von zwei niedrigeren Nebenschiffen von achteckiger Grundform umgeben ist, kann daher unmöglich das Werk des Kalifen Omar (starb im J. 644) sein, sondern muß trotz der von Wilhelm von Tyrus an demselben gesehenen, angeblich den Omar als Erbauer nennenden Inschriften einem spätern Umbau, wahrscheinlich mit Hilfe byzantinischer Werkleute, seine Entstehung verdanken. Dieser Umbau hat vielleicht nicht lange vor der Zeit der Kreuzzüge stattgefunden, wie es die Worte des Johannes presbyter wircob. (Descr. T. S. bei B. Pez., Thes. Anecd. noviss. T. I. P. III. p. 486 seqq.), welcher Jerusalem zu Anfang des 13. Jahrh. besuchte, andeuten. Die beschriebene Grundform des jetzigen Gebäudes gab übrigens zu der das ganze Mittelalter hindurch herrschenden Vorstellung von der runden oder polygonen Gestalt des salomonischen Tempels Veranlassung (so ist derselbe z. B. auch auf dem unter dem Namen lo Sposalizio bekannten Bilde Raphaels dargestellt), wie der gemeine Mann noch heute den Begriff eines Tempels überhaupt mit dieser nämlichen Form zu verbinden pflegt. Da in der Kunstgeschichte, wie in der Geschichte überhaupt, nichts mehr Verwirrung anrichtet, als falsche chronologische Angaben, namentlich wenn sie ein so hervorragendes Gebäude betreffen, welches wie wir unten sehen werden, im Abendlande vielfache Nachahmung fand, so schien es dem Schreiber dieses hier der geeignete Ort, der erwähnten, welche Omar I. die Erbauung der jetzigen Moschee El Haram zuschreibt, um so mehr entgegen zu treten, als dieselbe überall zu lesen ist, namentlich auch in den vielen neuern deutschen Kunstgeschichten wiederholt wird, obgleich sie abgesehen von den eben angeführten Zeugnissen, schon an und für sich mit der von den Arabern jener Zeit eingenommenen Bildungsstufe in Widerspruch steht. Vergl. Kugler, Handb. der Kunstgeschichte 1842, S. 409. Schnaase, Gesch. d. bildenden Künste, 3. Bnd. S. 339. Derselbe führt nach Revue gen. de l'Arch. p. 69 den arabischen Geschichtsschreiber Ibn-Kahlun (I. Kahlun) als Gewährsmann an, obgleich er sich kurz vorher S. 333 und 337 über die bekannte Unzuverlässigkeit der muhammedanischen Historiker, aus denen so gut wie nichts für die Baugeschichte zu gewinnen sei, ausspricht. Ferner Gesch. der Architectur, von Dr. Wilh. Lübke, Köln, 1858, S. 224, u. a. m. — Man sieht außerdem in diesem Falle, daß bei der Bestimmung des Alters der saracenischen Gebäude, kein allzugroßes Gewicht auf daran befindliche Inschriften mit dem Namen des Erbauers zu legen ist, da diese nur auf Tradition beruhen oder von früheren Gebäuden übertragen sein können. Es ist begreiflich, daß die Moslemn auch das spätere Gebäude gern mit dem Namen des hochverehrten Patriarchen Omar in Verbindung brachten, wie ein solches Bestreben uns in ähnlichen Fällen auch anderswo vielfach entgegentritt.

Moscheen die herrschende blieb, bekam in den mehr und mehr vom byzantinischen Reiche losgerissenen Ländern allmählig eine zweite Anordnung derselben die Oberhand, welche den byzantinischen Centralbau aufnehmend, in einem von einer stattlichen Kuppel bedeckten Grabmal oder prächtigen Mittelrotunde (Kiblah) ihren höchsten Ausdruck fand, so daß der Vorhof mit seinen Hallen mehr dagegen zurücktrat. Auch waren es byzantinische Werkleute mit ihrer erprobten Technik, welche die prachtliebenden Gründer dabei zu Hülfe nahmen,\*) bis die saracenischen Werkleute herangebildet waren und bald ihre Lehrmeister übertrafen. Weit entfernt jedoch, die entlehnten Bauformen ihren Bedürfnissen gemäß konstruktiv weiter fortzubilden, beschränkten sich die arabischen Künstler mehr auf die ornamentale Seite der Kunst, bei welcher ihnen ihre unruhige ausschweifende Einbildungskraft zu statten kam und ihnen die mannigfaltigsten Formen zuführte, welche sie mit dem spitzfindigen Scharfsinn, der einen Charakterzug ihres Volksgeistes bildet, zu stets neuen Combinationen verarbeiteten. Nicht zufrieden mit dem einfachen Rundbogen, mit der Kugelform der Kuppel, wie sie ihnen die Römer und Byzantiner überliefert hatten, erweiterten sie ersteren theils über seine Grundlinie nach unten hinaus zum Hufeisenbogen, theils ließen sie denselben nach oben ausschweifen, indem sie den Scheitel entweder einfach zuspitzten oder ihn gar in doppelter Krümmung zum sogenannten Felsrücken (auch Kielbogen genannt, von der Gestalt des untern Schiffskörpers) verzerrten; in ähnlicher Weise wurde von ihnen die Kuppel behandelt, welche mehr und mehr die zwiebelartige Gestalt bekam, wie wir sie oben nach muhammedanischem Vorbilde von den Aufsätzen angewandt sahen. Dabei ließ man es aber nicht bewenden; die einfache Linie der Bogenleibung wurde außerdem zackentartig mit kleinen Bogenstücken, gleichsam verkleinerten Nachbildungen des ganzen Bogens, besetzt oder der Bogen selbst aus einzelnen solcher verkleinerten Bögen zusammengesetzt, ja man bildete endlich nach demselben Principe die Gewölbeflächen der Zwickel unter den Kuppeln, wie auch die der letztern selbst, aus einer Anzahl von verkleinerten Zwickelgewölben, Kuppelausschnitten und Stücken von Kreuz- und Tonnengewölben, welche mit großer Kunst Kragsteinartig zusammengesetzt und der Krümmung der Wölbungen folgend aus- und übereinander vorspringen, so daß alle Konstruktion durch diese unzähligen, das Auge blendenden und verwirrenden Details versteckt oder in spielende Ornamente aufgelöst wird.\*\*\*) Auch die flachen Holzdecken findet man in dieser Weise verziert oder wenigstens die Winkel zwischen ihnen und den senkrechten Wänden mit ähnlichem Zierwerk ausgefüllt. Letztere bedeckte man teppichartig mit flach gearbeiteten schematisch zusammengesetzten Mustern, welche in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit theils auf geometrisch gebildeten Pflanzenmotiven (Arabesken, wie wir diese Verzierungsweise, den Ursprung derselben bezeichnend, nennen) beruhen, theils aus gitterartigen Verschlingungen von Bändern und Streifen bestehen, und durch in ähnlicher Weise verzierte oder mit arabischen Schriftzügen ausgefüllte Friese in Felder abgetheilt und begrenzt werden. Da nun dieses Verzierungssystem überdies in dem reichsten Schmuck leuchtender Farben und Vergoldung prangt, so machen die Moscheen, Grabmäler und weltlichen Prachtgebäude dieses Stils, wie sie namentlich in den letzten Zeiten des Maurenreiches in Spanien und im mongolischen Reiche in Indien, sowie in Persien und Vorderasien bis

\*) Interessant ist die Bemerkung, welche der in vorstehender Anmerkung genannte Ibn-Kahldun hierüber macht: „Man nimmt wahr, daß die nomadischen Völker, bei denen eine höhere Bildung erst beginnt, gezwungen sind, sich nach andern Ländern zu wenden um von dort bauerfahrene Leute zu erhalten. Das hat man gesehen zur Zeit des Walid, Sohnes des Abd-el-malek, als er eine Moschee zu Medinah, eine andere zu Jerusalem, und eine andere zu Damaskus erbauen wollte, welche letztere auch seinen Namen trägt. Er mußte vom Kaiser zu Konstantinopel (Justinian II.) sich im Bauen geschickte Arbeiter ausbitten, und derselbe sandte ihm auch Leute, welche er brauchen konnte!“

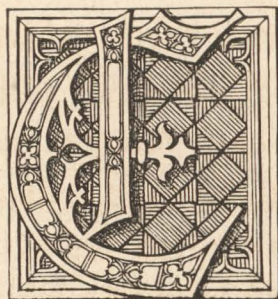
\*\*) Von dem ersten Eindruck ausgehend, den derartig verzierte Wölbungen bei oberflächlicher Betrachtung hervorbringen, hat man ihnen den Namen „Stalaktitengewölbe“ oder „Honigwabendecken“ beigelegt, beide ziemlich unpassend. Diese ornamentalen Theile sind übrigens im Innern theils aus Gyps, theils aus Holzstücken geformt, und an den konstruktiven Theilen aufgenagelt oder wohl auch nur mit Pflöcken befestigt (so theilweise an den prachtvollen Decken des berühmten maurischen Königspalastes Alhambra zu Granada). Im Außern fertigte man sie (in Persien noch heute) aus gebranntem farbig gläsernem Thon, durch welche Verbindung von Majolik und Email in filigranartiger Behandlung man oft die zauberartigste Wirkung erreicht findet, so daß man nicht weiß, ob man dabei die höchste Vollendung der Technik, oder die musterhafteste Eleganz mehr bewundern soll. Als Beispiele dieser Ornamentik können die Moscheen zu Tiflis und Tebriz in Persien, sowie das Grabmal oder Turbeh des Sultans Muhammed I. Dscheleby zu Brussa in Kleinasien angeführt werden. Namentlich ist die emailirte Kuppel des letzteren, sowie dessen über 100 F. hohes Portal, an welchem Modellirung, Email und Vergoldung sich den Rang streitig machen, ein wahres Wunderwerk von Pracht und Eleganz. Vergl. über diese Technik Adalbert de Beaumont, *Les arts decoratifs en Orient et en France*, Paris 1862, Rev. d. d. m. p. 304 ff.

in die neuere Zeit entstanden, den Eindruck überschwänglicher zauberhafter Pracht, welche den Beschauer der Wirklichkeit völlig entrückt und ihn gleichsam in eine märchenartige Traumwelt versetzt. In dieser phantastischen Abstraktion von allem Wirklichen, wie sie in der geistigen Natur der Völker des südwestlichen Asiens begründet ist, liegt aber auch die schwache Seite der aus ihr hervorgegangenen Kunst des Islam. Denn hat sie auch unleugbar Werke von großer Schönheit und Eleganz hervorgebracht und zeugt sie auch jetzt noch von Lebensfähigkeit, so fehlt ihr doch der eigentliche innere Gestaltungstrieb, welcher nur auf konstruktiver Fortbildung, deren sie unfähig ist, brauchen kann, und ihre Pracht wirkt bei allem Streben nach Mannigfaltigkeit zuletzt ermüdend. Wie sie auf dem frühern Boden des oströmischen Reichs von antiken und byzantinischen Vorbildern ausging, so nahm sie in Spanien unverkennbar die lateinische Basilika zum Muster. Ein Beispiel davon ist die berühmte, von Abderrachman im J. 786 begonnene Moschee zu Cordova, (seit 1236 christliche Kathedrale), welche in ihrer ursprünglichen Anlage eine bedeckte, durch zehn Säulenreihen in elf Schiffe getheilte Halle bildete, wobei das nach der prächtig verzierten Kiblah führende Mittelschiff die Nebenschiffe an Breite übertrifft. Gemäß dem alterthümlichen Charakter der Entstehungszeit des Gebäudes waren die Decken dieser Säulenhallen ursprünglich aus geschnitztem, gemaltem und vergoldetem Holzwerk gebildet, wofür jetzt, seit dem vorigen Jahrhundert, leichte Tonnengewölbe eingezogen worden sind. Die Säulen sind theils antik, theils solchen roh nachgebildet, und man hat auf ihren Kapitellen, um eine größere Höhe zu erzielen, vierseitige Pfeiler aufgestellt, zwischen welchen nach der Längenrichtung der Säulenreihen leichte Hufeisenbogen eingesprengt sind. Der mit Arkaden umgebene Vorhof tritt gegen den bedeckten Hauptraum zurück und hat nicht die Bedeutung, welche ihm bei der oben beschriebenen primitiven Anlage der muhammedanischen Kultusstätten zukam. Interessant ist das Auftreten der Kunst des Islam auf Sicilien, wo die Araber seit 828 festen Fuß gefaßt hatten und auch nach dem Sturze ihrer Macht unter normannischer, deutscher, französischer und spanischer Herrschaft einen durch Bildung und technische Geschicklichkeit sich auszeichnenden Theil der Bevölkerung ausmachten, so daß dort in den kirchlichen und weltlichen Bauten des Mittelalters byzantinische (vergl. oben S. 308), saracenische und abendländische Formen sich vielfach mit einander verschmolzen zeigen.



### III. Die christliche Architektur des Abendlandes.

#### A. Der altfränkische Styl und die ihm zu Grunde liegenden spätrömischen und altgermanischen Elemente.



he noch die antike Weltkultur in ihrem letzten großartigen Träger, dem römischen Reiche, an innerer Verderbniß und an Altersschwäche zu Grunde ging, hatte die Vorsehung jenseits der vom schwarzen Meere bis zum atlantischen Ocean Europa durchziehenden Gebirgskette, in den noch unermessenen hyperboreischen und kimmerischen Ländern, welche Griechen und Römern wie eine andere Welt erschien, aus der nur zuweilen eine vereinzelte, sagenhafte Kunde zu ihnen gelangte, eine Menge jugendkräftiger Völker zusammengedrängt, die zur Verjüngung der alten Welt und zu Gründern einer neuen Weltkultur bestimmt waren. Langsam aber mit unwiderstehlicher Gewalt von Osten und Norden nach Westen und Süden sich vorschiebend, führte dieser Völker-



strom den ersten Stoß auf die Römer gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts vor Christi Geburt, wo er das eben zu kräftiger Blüthe heranwachsende Staatsleben derselben dem Untergange nahe brachte. Den Römern wurden diese Vorläufer der nordischen Eroberer unter dem Namen Gallier bekannt, welchen sie später auf das Land übertrugen, von dem jene zunächst ausgegangen waren. Die Griechen, welche dieselben zuerst im J. 280 vor Chr. in ihrem Lande sahen, nannten sie Gallater oder Kelten und behielten diese Benennung auch für die hinter ihnen nachdrängenden germanischen Stämme bei. Es liegt hierin kein eigentlicher Irrthum, da die Römer wie Griechen beiden Hauptstämmen dieselben körperlichen wie geistigen Eigenschaften, denselben riesenhaften Wuchs, dieselben blonden Haare und blauen Augen, denselben ungestümen kriegerischen Muth, dieselbe Lebensweise zuschreiben, so daß es nach den umfassenderen Forschungen der Neuzeit immer zweifelhafter wird, ob überhaupt ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden in Sprache und Abstammung bestanden hat, wie er etwa zwischen ihnen und den baskischen, rätischen und gälisch-britischen Stämmen, den Resten einer ältern Bevölkerung in West-Europa, oder den lappisch-finischen, den Resten einer solchen im hohen Norden, oder auch selbst zwischen ihnen und den näher verwandten slavischen Stämmen im östlichen Europa vorliegt. Höchstens kann den gallisch-keltischen Stämmen im Vergleich zu den Germanen eine geringere Nachhaltigkeit im Bewahren ihrer angestammten Kraft, Sitte und Sprache beigemessen werden, weshalb sie auch den römischen Waffen nur einen kurzen Widerstand entgegensetzten und alsbald nach ihrer Unterwerfung ihre Nationalität bis auf die letzte Spur einbüßten. Die Kraft der Germanen selbst lernten die Römer zum ersten Male gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts vor Christi Geburt durch den Einfall der Cimbern und Teutonen kennen, welche mehrere römische Heere vernichteten, bis das Glück und Geschick eines ihrer tüchtigsten Feldherrn, des Marius, Rom vor dem drohenden Untergange bewahrte. Doch blieb ihnen die ausgestandene Gefahr in steter Erinnerung, und seitdem eine Ahnung des von dieser Seite ihrem Reiche endlich drohenden Unterganges. Da die geographische Vertheilung der genannten Nordvölker und ihre endliche Festsetzung in den verschiedenen Theilen Mittel- und Westeuropas nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die verschiedenartige Entwicklung der Stylarten der abendländisch-christlichen Kunst gewesen ist, auf welche ihre Stammeseigenthümlichkeiten so bedeutend einwirkten, so kann eine kurze Darstellung derselben nicht wohl umgangen werden.

**S**chon von jenem ersten gallischen Zuge her waren mehrere gallische Stämme in den Poländern Oberitaliens festhaft geblieben und romanisirt worden. In noch früherer Zeit hatten die Stämme im Süden Galliens durch die zu Massilia (Marseille) angesiedelten Phokäer den Einfluß altgriechischer Kultur erfahren und waren als Bewohner der römischen Provinz in Gallien (Provence) dem römischen Staate einverleibt worden. Als Julius Cäsar von hier aus den Zug zur Eroberung des übrigen Galliens unternahm, war dessen Boden von folgenden Stämmen bewohnt. Im südwestlichen Frankreich und jenseits der Pyrenäen saßen die Aquitaner, aus Iberern (Basken) und Kelten gemischt, die Mitte des Landes bis östlich an die Schweiz und nordwestlich bis zum Kanal nahmen die von den Römern sogenannten Gallier ein, welche sich aber selbst, wie Cäsar bemerkt, Kelten nannten; auch auf der britischen Insel wohnten zunächst dem Kanal gallische Stämme, sowie auf dem Boden der Schweiz die ebenfalls stammverwandten Helvetier. Im nordöstlichen Theile von der Seine und Marne bis zur Schelde und zum Rhein saßen die Belgen, von den übrigen Bewohnern Galliens durch größere Kriegstüchtigkeit und abweichende Sprache etwas verschieden und je näher dem Rhein desto mehr mit germanischen Bestandtheilen vermischt, ja einzelne Hauptstämme werden von den Römern geradezu den Germanen beigezählt, wie auch jene selbst mit Stolz sich germanischer Abstammung rühmten. Diesen Namen hörte Cäsar zuerst von den Belgen den in ihr Gebiet in der Gegend des Niederrheins, der Maas und der Ardennen eingedrungenen deutschen Völkern isävonischen Stammes beilegen, und er diente, da die Römer ihn gleichfalls annahmen und auf sämtliche deutschen Stämme ausdehnten, seitdem zur allgemeinen Bezeichnung des Volkes. Germanen bewohnten damals

den Boden des jetzigen Deutschlands östlich von den Vogesen und Ardennen, nördlich von der Donau bis zu den Karpathen und der Weichsel, wo sich sarmatische und lithauische Völker an sie angeschlossen, bis an die Ufer der Nord- und Ostsee, und erstreckten sich jenseits der letztern in nicht bestimmbarer Ausdehnung über das skandinavische Festland und die zwischen diesem und Deutschland liegenden Inseln. Die Römer des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung unterschieden bei den Germanen drei Hauptfamilien, deren Ursprung letztere selbst bis zu ihren Nationalgöttern hinaufleiteten. Die Iskävonen im nordwestlichen und nördlichen Deutschland, von den Ardennen bis zur Weichsel und darüber hinaus; die Ingväonen auf der Halbinsel Jütland und den anstößenden Küsten der Nord- und Ostsee, auf den großen Inseln der letzteren und auf der skandinavischen Halbinsel; die Herminonen in Mittel- und Oberdeutschland von der Eifel, dem Hardegebirge und den Vogesen bis zu den Karpathen, im Süden durch die Donau von gallischen, bald darauf den Römern unterworfenen Völkerschaften geschieden. Trotzdem daß mehrere der bedeutendsten Glieder dieser Völkerfamilien in den folgenden Jahrhunderten ihre ersten historischen Sitze verlassen oder sich nach Westen und Südwesten weiter fortgeschoben haben, lassen sich doch noch heute diese drei großen Abtheilungen der germanischen Stämme in Sprache und Sitte wiedererkennen, wie sich auch der zwischen ihnen bestehende Gegensatz während des ganzen Verlaufs der späteren Geschichte geltend macht. Ein Theil der oberdeutschen Germanen, deren Mehrzahl den Römern unter dem Gesamtnamen Sueven bekannt wurde, hatte bei der Ankunft Cäsars die zwischen dem Jura und der Rhone angesessenen Gallier, die sich nach eigenem Geständnisse mit ihnen an kriegerischer Tüchtigkeit nicht messen konnten, unter seine Botmäßigkeit gebracht, und nur durch List gelang es Cäsar ihn wieder über den Rhein zurückzudrängen. Als dann der berühmte Eroberer in kurzer Zeit die herabgekommenen, innerlich zerfallenen Bewohner Galliens ihrer Freiheit beraubt und zugleich durch die bleibende Begründung der Militärdiktatur im römischen Staatswesen den bis dahin vererbten freien Einrichtungen desselben den Untergang bereitet hatte, gelang es ihm wohl, auch die schon halb germanischen Stämme im Norden Galliens, gegen Schelde und Niederrhein hin, zu unterwerfen und die Grenze der römischen Herrschaft bis an das Ufer des Rheins auszubehnen. Außer einem offenbar verunglückten Versuche, diese darüber hinaus auf germanischen Boden zu verpflanzen\*), mußte er jedoch der Eroberung hier ein Ziel setzen, und auch seine Nachfolger mußten sich in den folgenden drei Jahrhunderten damit begnügen, längs dieser Grenze dem unaufhörlichen Andränge der germanischen Völker einen zeitweiligen Damm entgegenzusetzen, nachdem diese unter Armin's Führung drei der tüchtigsten römischen Legionen in der berühmten Varusschlacht (im J. 9 n. Chr.) gänzlich vernichtet hatten. Da es würde selbst das von nun an befolgte System der Abwehr, welches namentlich durch eine die festen Punkte der Höhen des oberen und mittleren Rheinufer verbindende Walllinie unterstüzt wurde, kaum auf einige Zeit von Dauer gewesen sein, wenn die Römer neben den Vortheilen, welche ihnen anfänglich ihre bessere Bewaffnung und Kriegszucht den Germanen gegenüber gewährten, nicht auch wohlberechnend darauf gefallen wären, die Thätigkeitslust und kriegerische Tüchtigkeit der letzteren zu ihrem eigenen Nutzen zu verwenden. Schon Cäsar hatte sich beeilt, eine Menge germanischer Krieger als Hilfsmannschaft seinem Heere einzureihen, welche ihm seine entscheidendsten Siege erkochten half. Dieses Verfahren gewann nicht nur unter den späteren römischen Kaisern immermehr Anwendung, so daß sogar deren Leibwache wesentlich aus Germanen bestand, sondern Kaiser August begann schon damit, ganze germanische Stämme auf den Boden des römischen Reiches hinüberzuziehen\*\*), um aus ihnen eine

\*) Die von ihm selbst herrührende Schilderung seiner Kriegszüge (Bell. Gall. lib. VI, c. 9, 10 und 29) läßt offenbar gerade an dieser Stelle eine Verschleierung des eigentlichen Hergangs erkennen und eine Lücke in der Darstellung, welche er durch die hier eingeflochtene berühmte Episode über die Lebensweise und Sitten der Sueven auszufüllen sucht. Daß bei dieser Gelegenheit etwas dem Glanze der römischen Waffen Nachtheiliges vorgegangen war, läßt auch Cassius Dio (lib. 40, c. 32) durchblicken. Kann überhaupt dem aufmerksamen Blicke die vorherrschende tendenziöse Färbung der Berichte Cäsars nicht entgehen, so haben wir überdies dafür auch ein direktes Zeugniß in dem Ausspruche eines seiner hervorragendsten Begleiter, Aemilius Pollio (Sueton. Div. Jul. c. 56).

\*\*) So z. B. die Ubier, wahrscheinlich iskävonischer Ursprungs, welche von den Sueven (Chatten) rückwärts bedrängt und den übrigen Germanen wegen ihrer Neigung zu römischem Wesen verhaßt, von ihren alten Sitzen von der Sieg auf das linke Rheinufer überjeden, wo ihr Hauptort, die Ara oder Civitas Ubiorum, später nach der daselbst geborenen Tochter des Germanicus, Agrippina, Colonia Agrippinensis genannt wurde, — das heutige Cöln. Tacitus sagt von ihnen (German. 28): „experimento fidei super ipsam Rheni ripam collocati, ut arcerent, non ut custodirentur—“.

Schutzwehr gegen ihre nachdrängenden Stammgenossen zu bilden. Außerdem suchte man die der Grenze zunächst Wohnenden dazu zu bewegen, daß sie Krieger für den römischen Heeresdienst stellten und verwandte sie gern in entfernteren Theilen des Reichs, sodaß solche von dem chattischen Stamme der Bataver, welcher sich um die Mündung des Rheins niedergelassen hatte, die Eroberung Britanniens vollenden halfen und sigambrische Hülfsschaaren für die Römer in Thracien kämpften, in Afrika die Grenzen des Reichs beschützen halfen. Die so durch germanische Kraft gestärkte Heeresmacht der Römer an der Rheingrenze übte bald den größten Einfluß auf die Geschichte ihres Reiches, und sicherte den Cäsaren, welche von ihr gestützt wurden, die Herrschaft über das Ganze. Der innere Verfall des Römerthums konnte freilich damit nicht aufgehalten werden, mit ihm nahm auch die Widerstandskraft nach außen ab, und schon zu Ende des dritten Jahrhunderts wünschte man sich Glück, wenn die in die Grenzländer eingefallenen germanischen Stämme, nachdem sie dieselben verwüstet, sich zu Wiederanbauern derselben hergaben und wenigstens dem Namen nach, als sogenannte Laten (laeti), die römische Oberherrschaft anerkannten. Um diese Zeit ward auf solche Weise das ganz verödete Gebiet um Amiens, Troyes, Langres und Trier von zum Frankenbunde gehörenden Germanen\*) neu bevölkert, und wir finden gegen Ende des vierten Jahrhunderts solche deutsche Ansiedler\*\*) von batavischem, fränkischem und suevischem Stamme unter römischen Präfecten bei Rheims, Lyon und selbst im Centrum Galliens, um Chartres herum, ansässig. Darf man hiernach die Bevölkerung des nordöstlichen Galliens bis zur Seine und noch darüber hinaus als wesentlich germanisch annehmen, so erklärt sich hieraus die schnelle Ausbreitung und Befestigung der fränkischen Macht, welche dem ganzen Lande endlich seinen heutigen Namen verschaffte, sowie auch, daß zu Anfang des neunten Jahrhunderts die Ansiedler auf den Besitzungen des Klosters St. Germain-des-près zu Paris zu neun Zehnthellen echt germanische Namen trugen\*\*\*). Durch dieses Ueberwiegen germanischer Bestandtheile in römischen Heeren gingen viele deutsche Sitten und Einrichtungen in diese, sowie deutsche Ausdrücke in die römische Militärsprache über, was aber doch endlich die Uebernahme der römischen Staatsprache auch bei ihnen nicht verhindern konnte, indem dieselbe sich als natürliches Mittel der Verständigung zwischen den verschiedenen Nationalitäten darbot. Denn es war auf dem Boden Galliens die lateinische Sprache gleich nach der Niederwerfung der gallischen Stämme herrschend geworden, da diese ihre Nationalität und Sprache so schnell aufgegeben hatten, daß letztere seitdem fast spurlos verschwand. Diese Gefügigkeit trug ihnen freilich nur die Verachtung ihrer Unterdrücker ein, welche sie zu kriegerischer Verwendung für untüchtig und nur zur Ausfaugung für geeignet erklärten†).

**D**och konnte alle Staatsklugheit der Römer das Endgeschick ihres Reiches nicht lange aufhalten, und es wichen allenthalben die Dämme, welche sie zum Schutze ihrer Grenzen dem immer mächtiger werdenden Andrang der Germanen entgegengestellt hatten. Seit dem dritten Jahrhundert setzt sich ihre mehr und mehr anschwellende Masse in Bewegung, und sondert sich in größere Völkergruppen unter neuen Namen, wogegen die früheren Einzelnamen der Stämme allmählig zurücktreten. Während die schon genannten Franken, welche westniederdeutsche (iskávonische) und mitteldeutsche (herminonische) Stämme in sich vereinigen, seit 230 den Niederrhein überschreiten, dringt eine Vereinigung der oberdeutschen Germanen (südliche Herminonen) unter dem Namen Alamannen um 260 über die Donau und die Alpen nach Oberitalien und, von dort mit Mühe zurückge-

Bald darauf gelang dieses auch mit einem Theile der Sigambren (Sueton. im Octav. Aug. c. 21), welche mit den etwas später herübergezogenen Chattunoiern oder, mit deutschem Namen, Hätwaren, einem den Chatten (Hessen) verwandten Stamme, in der Folge den Kern der Völker des Frankenbundes bildeten, der endlich die römische Herrschaft in Gallien gänzlich vernichtete. Vergl. J. Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache, S. 588 ff.

\*) Belege dafür liefern die römischen Quellen des 3. und 4. Jahrhunderts in Menge. Vergl. namentlich Eumenius, panegy. Constantio Caes. c. 21 und Ammian. Marcellinus.

\*\*) „Laeti Teutonici“. Notitia dignit. imperii Rom. (unter R. Honorius 393 — 424 verfaßt).

\*\*\*) Polyptychon Irminonis abbat. monast. S. Germani in Prat. ad Paris, herausgeg. von M. B. Guérard. — Vergl. auch J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, S. 537 f.

†) Tacit. Hist. II. 69; Annal. III. 46, XI. 18; Vit. Agric. c. 11; German. c. 28.

drängt, über den Oberrhein, wo sie die größere Hälfte der Schweiz und das Land bis an die Vogesen und das Hardtgebirge dauernd in Besitz nimmt. Die ostherminonischen Stämme, den Römern zuerst als Markomannen (d. h. Bewohner der Ostgrenze Germaniens) bekannt und von den früheren Inhabern der von ihnen besetzten Länder, den keltischen Bojern, den Namen Bojuwaren (Bewohner des Bojerlandes, Bayern) behaltend, dringen, nachdem sie die Römerstädte des rechten Ufers der Donau verwüstet, über diese und erfüllen südlich derselben das Land bis zu den Alpen, während sie sich allmählig gegen Osten bis zur Grenze Pannoniens ausbreiten. Neben ihnen setzen sich zwei islavonische Stämme in Bewegung; das mächtige Volk der Gothen dehnt seit 215 seine Sitze von der Weichselmündung und der Küste des baltischen Meeres bis zum schwarzen Meere aus, wo es seit 275 das oströmische Reich bedrängt, theilt sich dann seit 367 in zwei Hälften, deren westliche, die Westgothen, nachdem sie 395 bis zum Peloponnes vorgedrungen, aus Syrien um 400 nach Italien zieht, und von da, mit Bewilligung des weströmischen Kaisers, 412 Südgalien und Spanien in Besitz nimmt. Die Ostgothen, im Rücken von dem aus Asien vordringenden mongolischen Stamme der Hunnen bedrängt, ziehen 489 nach Italien und gründen dort, nachdem sie den Herulerführer Odoachar, welcher 476 den letzten weströmischen Kaiser gestürzt hatte, besiegt, auf den Trümmern römischer Kultur ein ostgothisches Reich, welches unter König Theodorich zu hoher Kraft und Blüthe heranwuchs, aber schon 553 mit Hilfe germanischer Streiter durch den oströmischen Feldherrn Narses vernichtet wurde. An ihre Stelle trat jedoch bald ein anderer deutscher, herminonischer Stamm, das kleine aber kräftige Volk der Langobarden, welches zu Ende des 5. Jahrhunderts von seinen Sitten an der Niederelbe nach Pannonien wandernd, von da im J. 568 unter König Alboin Oberitalien eroberte und binnen kurzer Zeit ganz Italien in Besitz nahm. Einen andern Weg nahm ein westlich neben den Gothen ansässiger, den Langobarden benachbarter Stamm, die islavonischen Burgunder, welche von ihren alten Sitten zwischen der Oder und Weichsel um 370 gegen die Oberelbe vordringend, sich von da westwärts wenden und dem Laufe des Mains folgend gegen 407 den Rhein überschreiten. Nachdem sie sich auf dessen linkem Ufer einige Zeit behauptet, gelang es ihnen nach vielen Wechselfällen endlich, am Westabhange des Jura zu beiden Seiten des Rhoneflusses bleibende Wohnsitze zu erlangen (456). Mit den Burgundern und Gothen verwandt und ebenfalls von der baltischen Küste zwischen Elbe und Oder ausgehend entfernte sich unter allen germanischen Völkern der vandalische Stamm am weitesten von seiner Heimath. An der Elbe hinaufgezogen finden wir ihn um 275 an der mittleren Donau, und 333 in Pannonien, von wo er 407 in Gallien eindringt, zwischen 409 und 428 im südlichen Spanien herrscht, und von da aus das weströmische Afrika erobert. Das vandalische Reich, den beiden Hälften des römischen gleich furchtbar, wurde nach hundertjährigem Bestehen von Belisar 534 vernichtet, um spurlos zu verschwinden.\*) Haben alle die letztgenannten Völker zwar neu belebend auf die abgestorbenen Theile des alten Europa gewirkt, und nach Vernichtung der Einrichtungen der antiken Welt lebenskräftige Keime einer neuen Weltkultur gelegt, welche die Sonne des Christenthums bald zu neuen Blüten und Früchten zeitigen sollte, so mußte bei ihnen doch, weil vom heimischen Boden losgerissen, die vaterländische Sitte und Sprache früher oder später dem Romanenthum erliegen. Am längsten behaupteten beides noch die Langobarden, welche erst in Folge der Zerstörung ihres Reichs durch Karl den Großen seit dem 9. Jahrhundert die Sprache ihrer Väter einbüßten. Desto fester hielt aber ein anderer deutscher Stamm, welcher deutsches Wesen aus der Heimath in die Ferne verpflanzte, und wie kaum irgend ein anderer auf die Neugestaltung der Welt einwirkte, an der ererbten Sitte und Sprache fest. Es ist dieses das Volk der Sachsen, welches von seinen ersten bekannten Sitten auf der jütischen Halbinsel seit 287 von der Trave sich über die Elbe und von da während des 4. Jahrhunderts über die niederdeutschen Länder westlich der

\*) Von den Vandalen sagt Grimm (Gesch. d. deutsch. Sprache S. 475) treffend, ihr Name sei eben so ungerecht zur allgemeinen Bezeichnung von Barbarei verwandt worden, „als der gothische für den Charakter einer Schrift und Baukunst, die nichts mit den Gothen gemein hat.“ — Die Zerstörer der Denkmäler antiker Kunst waren weder die Vandalen noch die Gothen, deren großer König Theodorich sie vielmehr herstellte und Verordnungen zu ihrem Schutze erließ, sondern christliche Päpste und Baumeister der Renaissance, welche sie abbrachen, um deren Trümmer zur Erbauung neuer Kirchen und Palläste zu verwenden. Nähere Nachweise gibt J. J. Ampère in seiner lesenswerthen Schrift: *L'histoire Romaine à Rome, Revue des deux mondes*, T. XII. 1857, p. 311 suiv.

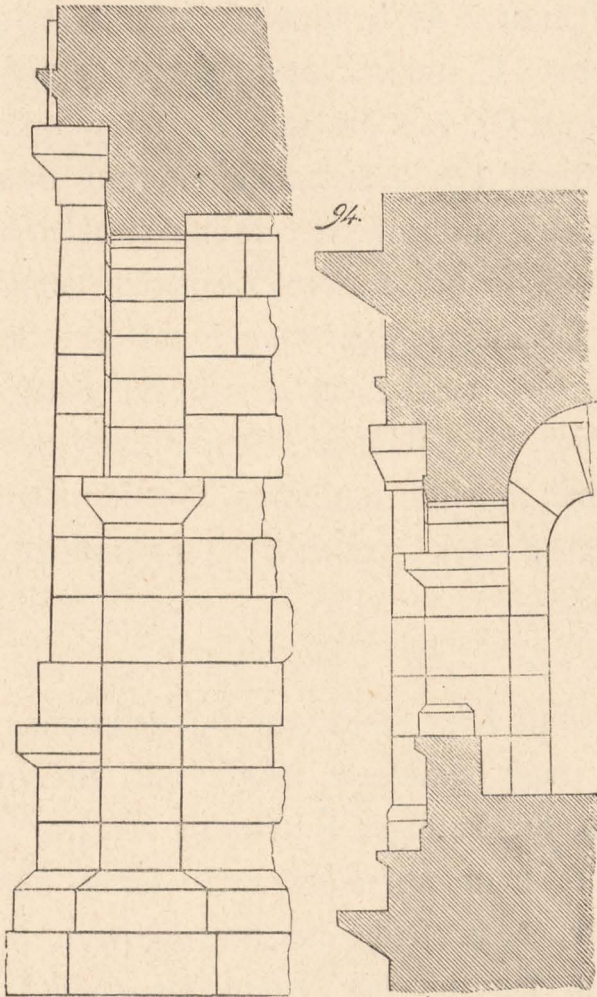
Elbe bis zum Rhein hin ausbreitete, während eine andere Abtheilung das nördliche Belgien und die gallische Küste längs des Kanals einnahm, und dann mit Angeln und Jüten vermischt um die Mitte des 5. Jahrhunderts das von den Römern seinem Schicksal überlassene Britannien eroberte. Vor ihnen wichen die gälisch-kimrischen Bewohner des Landes, bei welchen schon das Christenthum Eingang gefunden hatte, in die Gebirge der Westküste (Wales) und, das Meer überschreitend, auf die Inseln gegen Westen und zu ihren Stammgenossen nach Irland, während ein Theil sich seit 465 auf der äußersten Westspitze Galliens, Armorika, der heutigen Bretagne, niederließ, welche damals fast gänzlich verödet und von ihren alten gallisch-römischen Bewohnern verlassen war\*). Die Angelfachsen, bereits 496 zum Christenthum bekehrt, nahmen die neue Lehre mit großem Eifer auf und wurden, ohne ihre ererbte Volksthümlichkeit und eigene Sprache aufzugeben, welche sie vielmehr mit Erfolg weiter bildeten, zugleich die Pfleger und Bewahrer der antiken Literatur, so daß sie bald als Bekehrer und Lehrer auf das verwilderte Festland Europas fördernd einwirken konnten. Die Nordgermanen ingävonischen Stammes blieben dagegen noch Jahrhunderte lang, ohne in die Bewegung der Südgermanen hineingezogen zu werden, in ihren alten Wohnsitzigen haften und sind für die Kulturgeschichte deswegen von hoher Bedeutung, daß sie, den heidnisch-germanischen Göttern länger treu bleibend, die Götterlehre und den Sagenschatz der alten Germanen treu und unverwischet der Nachwelt aufbewahrten, wie sich auch in Sitte, Lebensweise und staatlichen Einrichtungen der altväterliche Brauch bei ihnen am längsten und reinsten erhielt. Es wirkte hiezu ein eigener Umstand mit. Als in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts ein norwegischer Häuptling, Harald Harfagr, vom Kriegsglück begünstigt, die andern Stammführer des Landes unterwarf, und den altgermanischen Urstaat in die Formen des südeuropäischen Lehenstaats umzuwandeln trachtete, verließ seit dem Jahre 874 eine große Anzahl der angesehensten und tüchtigsten Männer lieber ihre Heimath, um westlich über dem Meere, auf den nördlich von Schottland liegenden Inseln, die meisten aber auf dem neuentdeckten Island, frei und unabhängig nach der Weise der Väter zu leben. Es bildete sich dort ein freier Staat, welcher in allem genau nach den alten Bräuchen und Satzungen der Heimath geordnet war und in dem noch auf längere Zeit die altgermanische Weise einen von fremden Einflüssen unberührten Zufluchtsort fand, Dichtkunst und andere das Leben verschönernde und veredelnde Künste nebst Geschichte und Gesezeskunde gepflegt wurden. Auch trat das Christenthum, als es im 11. Jahrhundert dort eingeführt wurde, den alten Ueberlieferungen nicht, wie anderswo, feindlich entgegen, sondern machte sich vielmehr als bessere Ueberzeugung geltend, neben welcher die Freude an ersteren wohl bestehen konnte. So konnte noch zur rechten Zeit die Buchstabenschrift der Erhaltung der volksthümlichen Götter- und Heldenlieder in ihrer ältesten Gestalt, wie sie bis dahin nur mündlich fortgepflanzt worden waren, zu Hülfe kommen, und die deutsche Alterthumskunde gewann den unschätzbaren Vortheil, im äußersten Norden die lebensfrischen Beispiele und Belege zu der großartigen Schilderung aufbewahrt zu finden, welche der edle Tacitus zu Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus in wenigen, kräftigen Umrissen von dem deutschen Volke entworfen hat.

**D**a die abendländische Baukunst wesentlich aus einer allmäligen Umgestaltung der mit dem Christenthum eingeführten spätrömischen Architekturformen durch den von dem Geiste der neuen milden Lehre geleiteten und veredelten Bildungstrieb der germanischen oder germanisirten Völker Mitteleuropas hervorging, so haben wir zunächst das Frankenreich ins Auge

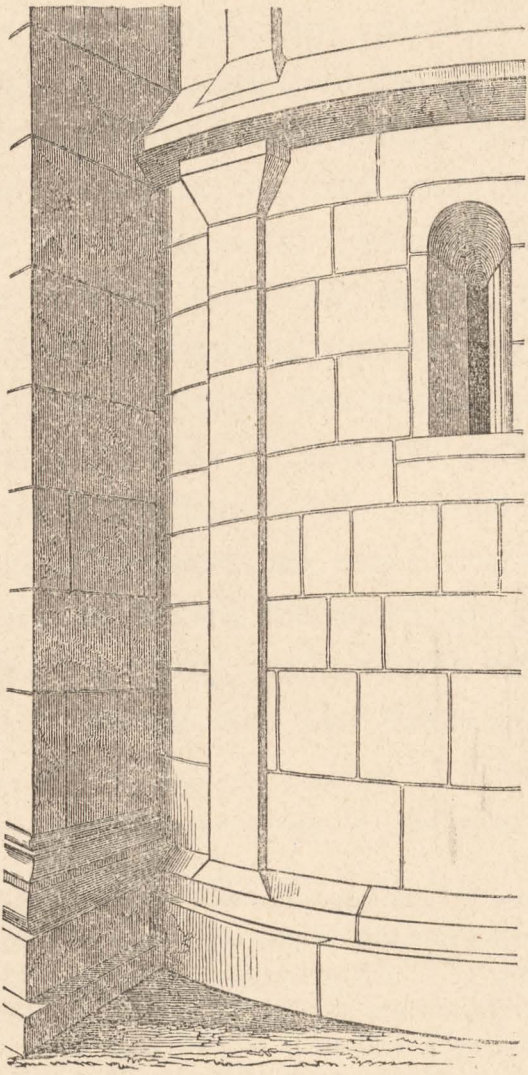
\*) Daß diese ganz stammverschieden von den spätern britischen Einwanderern waren, und letztere eine neue Kultur und Sprache in Armorika einführten, ist gründlich nachgewiesen in einer vor kurzem erschienenen Schrift, über deren wissenschaftliche Bedeutung sich bereits die ersten Fachmänner in Frankreich höchst anerkennend ausgesprochen haben: Précis des origines de l'histoire de Bretagne, par A. de la Borderie, 2 vol., Rennes et Paris 1862. Schreiber dieses hält es um so mehr für seine Pflicht, auf dieselbe hinzuweisen, als es endlich an der Zeit sein möchte, auch in Deutschland die keltischen Träumereien aufzugeben, denen sich die historischen Zeugnisse nur fügen, wenn man ihnen Gewalt anthut, und denen auch die Resultate archäologischer Forschung, insofern sie diesen Namen verdient, täglich mehr widersprechen. Stellt sich aber die Identificirung der gallischen Kelten mit den gälisch-kimrischen Stämmen als irrtümlich heraus, dann müssen auch die Versuche wegfallen, die von den Geschichtschreibern und Denkmälern überlieferten vereinzeltten Sprachreste der erstern aus den Dialecten der letztern erklären oder gar unsern vaterländischen Alterthümern aus dieser Quelle neues Licht zuführen zu wollen.

zu fassen, auf dessen Boden diese Berührung der christlichen Ideen mit den aus den heimischen Wäldern mitgebrachten Anschauungen der germanischen Stämme zuerst und in dauernder Weise stattfand. Schon gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts hatten die fränkischen Stämme auf der batavischen Halbinsel, am Niederrhein und in Nordbelgien festen Fuß gefaßt, so daß die letzten römischen Cäsaren sich mit ihnen verständigen mußten. Immer mehr erstarbend zerstörten sie 415 Trier, den Hauptsitz römischer Macht und Herrschaft an der gallisch-germanischen Grenze, und dringen westlich bis zur Somme vor, bis endlich Chlodowech aus dem Geschlechte der Merowinge, die Herrschaft über sämtliche Frankenstämme in seiner Hand vereinigte und 486 durch Niederwerfung des Syagrius, eines übrig geblieben römischen Statthalters, bei Soissons, das Reich der Franken in Gallien begründete, welches von dieser Zeit an immer schneller über die übrigen gallischen Länder sich verbreitete. Auch die in den Ursitzen der fränkischen Stämme vom Rhein östlich bis zur Werra, nördlich bis zur Ruhr und südlich bis zum Main zurückgebliebenen germanischen Völker wurden mit dem neuen Frankenreiche vereinigt, die nördlichen Gaue der von Chlodowech besiegten Alamannen von einer fränkischen Bevölkerung besetzt. Auf dieser östlichen, rein germanischen Hälfte des Frankenreichs, (Austrasien oder Auster), welches bei jeder dieser bedrohenden Gefahr neuen Zufluß von abgehärteten Kriegern lieferte, beruhte vornehmlich dessen nachhaltige Kraft. Von höchster Bedeutung für die fernere Gestaltung des Abendlandes, für seine geschichtliche Entwicklung bis auf die neueste Zeit war die 496 erfolgende Bekehrung Chlodowechs zum Christenthum, wodurch er nicht nur zum Schutzherrn der lateinischen Kirche wurde, sondern auch seinerseits den Einfluß der Bischöfe derselben zu seinen Gunsten wirksam machte, da letztere sich von den dem Arrianismus anheimgefallenen Burgunden und Westgothen, welche die südliche Hälfte Galliens beherrschten, feindlich abwandten. Das Frankenreich wurde auf diese Weise die festeste Stütze der kirchlichen Allgemeinheit, an welcher sich ebenso die Angriffe der äußeren Feinde der christlichen Kultur, der noch heidnischen östlichen und Nordgermanen, der Slaven und Mongolen von der einen, so wie der in Europa von Südwesten her vordringenden Saracenen von der andern Seite brachen, als die lateinische Kirche bei ihm auch gegen innere Feinde, gegen die arrianische und andere ketzerischen Lehren kräftigen Beistand fand. Im südlichen Gallien, in Aquitanien, wie im Mittelpunkte des Landes, in Tours, wo die hochverehrte Ruhestätte des heil. Martinus sich befand, dann in Clermont, Limoges und andern Hauptorten römischer Provinzen waren schon in den letzten Jahrhunderten der Römerherrschaft einflußreiche Bischofsitze gegründet worden, wo neben dem Studium der kirchlichen Schriften auch die klassisch-lateinische Literatur einige Pflege fand und sogar in freilich geistlosen und schwachen Nachahmungen fortzubilden versucht wurde. Da Südgallien völlig romanisirt worden war, und auch die Einrichtungen der gallischen Kirche selbst durch und durch römisch waren, so mußte auch die Bauweise der ersten christlichen Basiliken in Gallien, welche seit dem vierten Jahrhundert auch hier an die Stelle der versteckten, oder in den Söllern der Privathäuser\*) untergebrachten Andachtsorte der gallischen Christen getreten waren, völlig der in den südlichen und östlichen Ländern des römischen Reiches üblich gewordenen gleichen. Man verwendete auch hier die Baureste antiker Gebäude, wo dieselben sich vorfanden, was aber in den östlichen und nördlichen Theilen Galliens, wo die römische Kultur bei den fortwährenden Kriegsunruhen nur geringe Wurzeln hatte schlagen können, und später überdies die Einfälle der Germanen alles der Art zerstört hatten, weniger der Fall sein konnte. Es mußten daher, um es den Säulenreihen, Portalen, Bogen- und Wandpfeilern der Basiliken an dem gewohnten Schmucke nicht fehlen zu lassen, eigene Versuche auf diesem Gebiete gemacht werden. Daß hierbei die Geschmacksrichtung der einheimischen Werkleute ihre an dem gallischen und altgermanischen Holzbau entwickelte Technik geltend machen mußte, ist um so mehr anzunehmen, als bereits oben S. 254 ff. auf die Spuren germanischer Kunstweise, wie sie sich später kund gibt, an solchen antik-römischen Monumenten hingewiesen wurde, welche längs der Rheingrenze

\*) Vergleiche das für die erste Zeit des Frankenreichs unschätzbare Werk des gallischen Bischofs Gregor von Tours (†594), *Historia Francorum*, lib. I., c. 31.



Profile von den untern und obern Arkaden der sogenannten Porta nigra zu Trier.

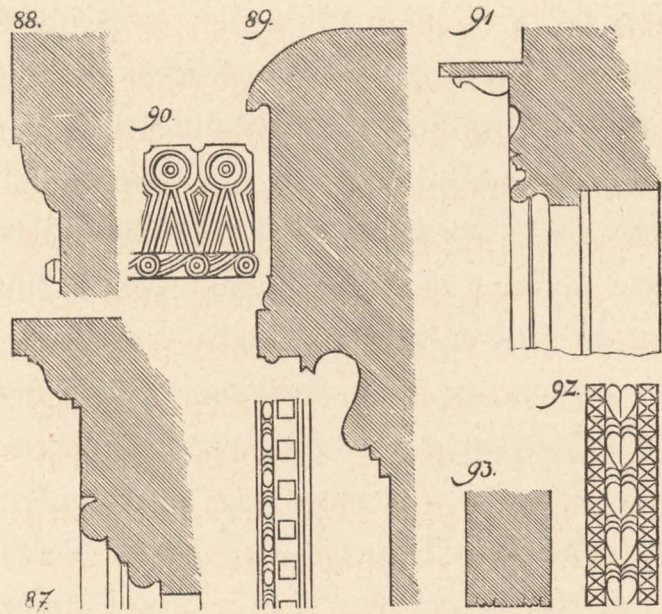


Ansicht von den untern Theilen des nördlichen Treppenthurms neben dem Ostchor des Doms zu Mainz.

entstanden sind. Ein weiteres, fast noch auffallenderes Beispiel liefern die in nebenstehendem Holzschnitte dargestellten Details von der wahrscheinlich in spätrömischer Zeit entstandenen Porta nigra zu Trier, an welcher die überall statt des der Erbauungszeit sonst eigenthümlichen, überladenen und kleinlichen Zier- und Simswerkes auftretende Abschrägung in Ausführung und Anwendung völlig dem gleichen Verzierungsmotiv entspricht, welches uns in den einfach großartigen Kirchenbauten der ersten Periode des deutschen Rundbogenstils vorherrschend entgegentritt. Zum Belege geben wir von vielen sich darbietenden Beispielen nebenstehend eine Darstellung von der äußeren Mantelverzierung der unteren Theile der neben dem Ostchor des Mainzer Doms befindlichen zwei Treppenthürme, welche wahrscheinlich dem von 1009 bis 1037 errichteten Neubaue angehören. In beiden der Zeit nach so weit von einander liegenden Bauwerken war gewiß nicht der Mangel an Mitteln überhaupt, sondern vielmehr an in der Steinskulptur erfahrenen Werkleuten der Grund dieser einfachen Formbildung, welche aber der Holzarchitektur vollkommen entspricht. Ähnliche Erscheinungen bietet das Grabmal des Ostgothenkönigs Theodorich († 526), jetzt Kirche S. Maria della Rotonda bei Ravenna, ein Zehneck, in dessen massivem, nur von zwei im Halbkreis überwölbten Gängen kreuzweise durchschnittenen Unterbau sich ohne Zweifel der Sarg des Königs befand, während der zurücktretende, ebenfalls zehneckige Oberbau, welcher die innere Rotunde einschließt, und zu welchem von außen Treppen hinaufführen, ursprünglich von einer offenen Säulenhalle umgeben war. Die obere Bedeckung und Krönung wird von einer flachen Kuppel von 34 Fuß Durchmesser gebildet, welche aus einem einzigen ungeheueren, aus den Brüchen Istriens herbeigeführten Steinblock gehauen ist. Bei aller hierbei erkennbaren Nachahmung römischer Grabmonumente, namentlich des bekannten Mausoleums des Kaisers Hadrian zu Rom, erinnert doch der ungeheuere Deckstein an die altgermanische Steinüberdachung der Gräber (den *ponticulus* der *Lex salica*\*), die *steinnbrú*, Steinbrücke, der altnordischen Grabdenkmäler\*\*), welche hier ins Ungeheuere gebildet erscheint, so wie bei den hier neben gegebenen Details der Kranz- und Thürgesimse neben den antiken Formen sich auch fremdartige Motive zeigen, welche theilweise an Werken des Mittelalters auf germanischem Boden wieder hervortreten. So zeigt Fig. 92 und ihr Profil Fig. 93 neben der Herzver-

\*) *Lex. sal. emend. Tit. 57, 3. . . ea structura sive selave, qui est ponticulus, sicut more antiquorum (super mortuum) faciendum fuit.*

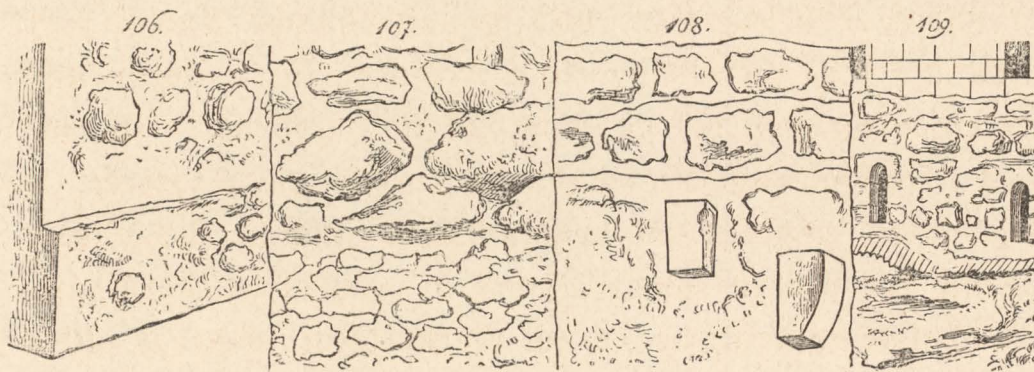
\*\*) So wird der Grabüberbau häufig in den Runeninschriften der Grabmäler selbst genannt, z. B. *Authun lit rása stain at Guth . . . boanda góthan, gara auk stainbró thessa at boandi sin* (A. ließ den Stein aufrichten für G. ihren guten Mann, verfertigen auch diese Steinbrücke für ihren Mann); *Utr skald raisti stain thinsi astir Thurstain sun sin auk stainbrú garthi* (U. der Skalde errichtete diesen Stein für Th. seinen Sohn und fertigte auch die Steinbrücke). J. H. Viljégren's *Runlára* p. 879 und 1334, u. a. m. a. D. *Brücke* heißt in der alten Sprache jede auf Stützen erhöhte, wagrecht liegende Plattform, z. B. der Unterbau eines Chorgestühls.



Details von dem Grabmale des Ostgothenkönigs Theodorich bei Ravenna.

zierung die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert so häufige Leiste mit der Diamant- oder Nagelkopfverzierung; die Gewändprofile Fig. 87 und 91 sehen aus, als ob sie einem Gebäude des Uebergangsstyls aus dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts entnommen wären, und möchten wenigstens in der antiken Architektur ohne Beispiel sein. Das Ornament Fig. 90, mit welchem die Viertelstäbe des Fig. 88 verkleinert im Profil dargestellten Gesimses über den flachen Wandnischen des Oberbaus verziert sind, gleicht ähnlichen Verzierungen auf den Metallgeräthen der fränkisch-alamannischen Gräber.\*)

Von den Bauwerken der fränkisch-merovingischen Zeit sind fast keine Reste auf uns gekommen. Nach den darüber vorhandenen Nachrichten waren sie nach gallischer Weise aus kleinen Steinen mit vielem Kalkmörtel aufgeführt, woraus sich ihr baldiger Untergang erklärt.\*\*) Sie stürzten oft bald nach der Erbauung zusammen.\*\*\*) Wollte man ausnahmsweise solche aus gehauenen Steinen errichten, so mußte man gothische Werkleute, d. h. solche aus dem unter westgothischer Herrschaft stehenden südlichen Gallien kommen lassen, wo sich bis dahin die römische Bauweise erhalten hatte.†) Nebenstehend sind einige Beispiele solches alterthümlichen Mauerwerks



auf deutschem Boden, welche in die merovingische Zeit hinaufreichen können, dargestellt. Fig. 106 gibt die äußere Ansicht eines Theils der Substruktionen der uralten Meersburg am Bodensee, deren Erbauung in den Jahren 632—638 dem König Dagobert I. zugeschrieben wird.††) Der

untere Theil von Fig. 107 zeigt Mauerwerk von derselben Art und wohl auch aus gleicher Zeit; das aus größeren Steinbrocken gebildete darüber soll aus der Zeit Karl Martells († 741) herrühren. Jünger und höchstens der späteren Karolinger Zeit angehörend ist das Fig. 108 dargestellte Mauerstück, aus dem zwei Kragsteine hervorsehen. Fig. 109 zeigt die unteren Theile der Mauerreste eines alten fränkischen Königspalastes unterhalb des in der Anmerkung ††) erwähnten Felsens mit dem eingehauenen Zeichen König Dagoberts. Sie gehören wohl auch der karolingischen Zeit an, da sie, wie anderes Mauerwerk aus dieser Periode, bei aller Rohheit der Technik doch das Streben nach

\*) Die Abbildungen sind dem schon oben angezogenen Werke von v. Quast, Ravenna, Th. VII., entnommen. Darstellungen des ganzen Gebäudes bei Agincourt a. a. D. Arch. T. XVIII.

\*\*) In der Vita S. Desiderii Caturcensis episc. († 650) heißt es c. 17, er habe die Hauptkirche zu Cahors ausnahmsweise „quadris et dedolatis lapidibus“ erbaut, „non quidem nostro gallicano more sed sicut antiquorum murorum ambitus magnis quadrisque saxis extrui solet fundamentis.“ — Diese gallische Bauweise war also die gewöhnliche und wird der römischen entgegengesetzt. In solcher gallischen Weise war auch die alte Hauptkirche des h. Stephan zu Aurerre erbaut, welche Bischof Hugo († 1039) aus Quadern erneuerte, nachdem sie plötzlich eingestürzt war: „nam prius delicatiore materia constiterat minimisque lapillis“, — (Hist. episcop. Autissiodorens. c. 49), sowie auch die obere Theile des castrum Divionense (Dijon) aus solchem „minuto lapide“ auf römischem Unterbau aus Quadern bestand (Gregor. Tur. h. Fr. III., 19). Diese zwischen breiteren Verschalungen aufgeführte „opera gallica“, welche dem „opus romanense“ entgegengesetzt wird, erwähnt auch die vom Langobardenkönig Liutprand erlassene Maurerordnung c. 2 u. 4.

\*\*\*) Vergl. Gregor. Tur. Gloria mart. I., 65.

†) So that Chlothar I. († 561), welcher die Kirche des heil. Audoen zu Rouen „quadris lapidibus manu gothica“ erbaute (vita alt. S. Audoeni c. 5. Act. SS. Antv. T. IV. Aug. p. 810 seqq.)

††) Nach Mittheilungen des Besitzers der Meersburg, des Freiherrn Jos. v. Laßberg, dessen Andenken allen Kennern und Freunden deutscher Vorzeit und Literatur theuer ist. Ein Zeichen seiner Anwesenheit hat König Dagobert in der Nähe an einem Felsen am Ufer des Ueberlinger Sees, unweit Bodmann, hinterlassen, die Gestalt eines halben Mondes, welche in seiner Gegenwart als Grenzzeichen eingehauen wurde. Eine Urkunde Kaiser Friedrichs I. v. J. 1155 (Neugart cod. dipl. Alem. 2, 87) erwähnt dieses Zeichen: — in vertice rupis similitudo lunae, jussu Dagoberti regis, ipso praesente sculpta — .



in wagrechter Richtung durchlaufenden Steinlagen kundgeben, was im 11. und 12. Jahrhundert bei zunehmender Bervollkommnung der Technik endlich zu dem vollkommenen Quaderverband führte, wie er Fig. 109 in dem oberen, dem älteren unteren aufgesetzten Mauerstücke auftritt. Wir haben hier also Beispiele von den rohesten Anfängen bis zur höchsten Bervollkommnung des Mauerwerks auf deutschem Boden. Wiewohl nun jedenfalls die Mehrzahl der fränkischen Basiliken im Grundplane nicht wesentlich von denen der anderen Gebiete der lateinischen Kirche ab, so tritt doch daneben eine Anordnung auf, welche dem Frankenland eigenthümlich zu sein scheint, und welcher wir später vereinzelt auf deutschem Boden und in England begegnen werden. Es besteht diese in einer Verbindung der Centralform mit der Basilika in der Weise, daß das Altarhaus einen thurmartig erhöhten Rundbau von größerem Durchmesser als die Breite des Langhauses bildet, so daß nur durch das Wegfallen eines Segments des ersteren die Verbindung mit letzterem hergestellt wird. Eine solche Kirche war zu Clermont von Alchima, der Gemahlin des Bischofs Apollinaris Sidonius (des bekannten Dichters, † 488), errichtet worden, deren thurmartige Apside\*) im Innern mehrere stockwerkartig übereinander angebrachte Säulengalerien zeigte, welche mit Schwibbögen verbunden waren. Von ähnlicher Form muß das Altarhaus (altarium) der von Bischof Perpetuus um 460 über dem Grabe des heiligen Martin zu Tours erbauten Basilika gewesen sein, da dasselbe 32 Fenster hatte und 41 Säulen enthielt, was mit der Annahme einer gewöhnlichen halbrunden Altarapside sich nicht vereinigen läßt; außerdem wird noch eine besondere, wahrscheinlich halbrunde und gegen Osten angebaute Apside\*\*) erwähnt, welche 20 Fenster hatte und sich wahrscheinlich vermittelst eines vierseitigen Zwischenbaues, welcher den Raum für den Kirchenchor darbot, mit dem runden Hauptkörper vereinigte. Im ganzen Gebäude waren 120 Säulen, 52 Fenster und 8 Thüren. Eine ursprünglich ähnliche Anlage läßt sich gewissermaßen noch heute an der Kirche des heil. Gereon zu Köln erkennen, deren Gründung vielleicht in die früheste christliche Periode hinaufzurücken ist, da schon im 6. Jahrhundert Gregor von Tours von ihr berichtet, daß sie wegen ihrer Goldmosaiken ad sanctos aureos genannt werde.\*\*\*) Sie bildete eine Rotunde, deren Umfassungsmauer ringsum mit apsidenartigen Nischen durchbrochen war, und offenbar theilweise als Grundmauer des jetzigen kühnen Baues in zehneckiger Form aus dem Beginne des 13. Jahrhunderts beibehalten worden ist, da sich an der Nordseite noch das alterthümliche Mauerwerk der unteren Theile einiger dieser Apsiden erhalten hat. An der Ostseite war eine größere Altarapside mit davor liegendem Chorraum angebaut, welche im 11. Jahrhundert Erzbischof Anno abbrechen und durch einen erweiterten, theilweise noch erhaltenen Chorbau ersetzen ließ. Wie zu Tours das Grab des heil. Martin, befand sich hier ebenfalls in der Mitte der Rotunde der Brunnen, in welchen unter Maximin die Leiber der Märtyrer von der thebaischen Legion geworfen worden waren. Auch hier waren ohne Zweifel ringsumlaufende Säulengalerien in mehreren Stockwerken übereinander aufgestellt, von denen sich noch eine Säule von rothem orientalischem Granit bis zur Zeit der französischen Revolution erhalten hatte, wo sie weggenommen wurde.†) Diese Grundform, welche ohne Zweifel sich aus den altchristlichen Martyrien entwickelt hatte, denen man später, um sie nach Bedürfnis der anwachsenden Christengemeinden zu erweitern und für den täglichen Gottesdienst einzurichten, Chorräume und Altarapsiden anfügte, findet sich zu Ende des achten Jahrhunderts bei der Abteikirche zu Centula [St. Riquier ††)], und zu Anfange des eilften bei der Kirche des h. Benignus zu Dijon †††) wiederholt.

\*) Sie wird geradezu turris genannt. Greg. Tur. l. c. I., 65.

\*\*) Gregor. Tur. H. Fr. II., 14 braucht für dieselbe den Ausdruck capsum, welches aus capitium zusammengezogen, ebenso wie das häufig vorkommende caput ecclesiae, das Kopfende der Kirche gegen Osten, den Raum hinter dem Hauptaltar, bezeichnet. In der Inventio corp. S. Maximini (ca. 1024 Mabill. Act. SS. O. S. B. saec. VI., I., pag. 224 seqq.) heißt es: „retro altare in capso monasterii.“ Mit dem entsprechenden griechischen Ausdruck κεφάλαιον bezeichnet schon Eusebius (Vita Constantini III., 35) die Altarapside der Auferstehungsbasilika am h. Grabe zu Jerusalem. Unrichtig wird daher in Giesebrechts Uebersetzung der Geschichtsbücher Gregors (Berlin 1851, Bd. I., S. 75) capsum durch „Schiff der Kirche“ wiedergegeben.

\*\*\*) De gloria mart. I., 62. Das Vorhandensein der Goldmosaiken deutet auf das 4. Jahrhundert, die Zeit der ersten christlichen Kaiser und zugleich die Endzeit der römischen Herrschaft, da an die Ausführung solcher Arbeiten nach der germanischen Eroberung wohl nicht zu denken ist.

†) Boisseree, Denkmäler der Baukunst am Niederrhein, S. 19.

††) Hariulfi Chron. Centulense lib. II. c. 6. bei D'Achery, Spicileg. T. II. p. 291 seqq. Dieselbe hatte zwei solcher Rotunden, welche turres genannt werden und durch ein dazwischen befindliches Schiff verbunden waren.

†††) Chronica S. Benigni Divionensis, bei d'Achery, Specileg. T. II. p. 35 seqq.

Neben diesen Steinbauten, bei welchen vornehmlich die spätromische Bauweise der lateinischen Basiliken zur Anwendung kam, finden wir aber, und zwar vorherrschend in den nördlichen und östlichen Gegenden des fränkischen Reiches, sehr häufig auch den Holzbau bei der Errichtung von Kirchen in Anwendung gebracht. Dieses war eine nothwendige Folge des hier stattfindenden Ueberwiegens der germanischen Bevölkerung, von welcher schon Tacitus berichtet, daß sie den Steinbau nicht kannte und alle ihre Bauwerke aus Holz auführte. Auch bei den Galliern war der Holzbau vorherrschend gewesen.\*) Diese Erscheinung ging daher aus der Natur der Verhältnisse hervor und es darf nicht wundern, daß im eigentlichen Deutschland, wo seit dem 8. Jahrhundert, wie wir später sehen werden, erst die Benediktinerklöster den Steinbau nach und nach mühsam einführten, wo es aber an geübten Holzarbeitern nirgends fehlte, bis ins 11. Jahrhundert hinein selbst bischöfliche Hauptkirchen und kaiserliche Kapellen noch im Holzbau aufgeführt wurden, denen es an künstlerischer Ausbildung und reichem Schmucke nicht fehlte, da in den gleichzeitigen Nachrichten häufig die Pracht und Zierlichkeit dieser Bauwerke ausdrücklich hervorgehoben wird. Es konnte nicht ausbleiben, daß die heimische Kunst der germanischen Stämme, welche noch lange durch die Ideen und Anschauungen des sich im Volke forterbenden Göttermythen- und Sagenschatzes belebt wurde, wie dieser wiederum in ihr einen Ausdruck fand, auf die Gestaltung selbst der kirchlichen Architektur, wenn auch zunächst nur mehr in technischer Beziehung, einen Einfluß ausübte. Schon oben ist einzelnes der Art angedeutet worden, und es mögen daher hier weitere Nachweise, hinsichtlich welcher bereits S. 257 auf diesen Abschnitt verwiesen wurde, um so mehr eine Stelle finden, als eine Menge in der Entwicklung der abendländischen Kunst hervortretende Eigenthümlichkeiten, welche namentlich im elften und zwölften Jahrhundert als neue Hauptmotive auftreten und besonders der Ornamentik einen neuen Charakter verleihen, schlechterdings nicht anders als aus jenen Einflüssen erklärt werden können. Das Fortwirken der letzteren bis in diese spätere Zeit wird begreiflicher erscheinen, wenn man den Umstand ins Auge faßt, daß neben der eigentlich kirchlichen Architektur, selbst als für diese allgemein der Steinbau in Uebung gekommen war, eine Saal- und Palastarchitektur, für welche bis etwa in die Mitte des zwölften Jahrhunderts und später fast ausschließlich der Holzbau diente, fortbestand.\*\*)

An diesen über alle germanischen Länder verbreiteten Saalhöfen, welche namentlich in der älteren Zeit des unverkümmerten Bestehens der alten Gauverfassung und vor der vermehrten Gründung der Städte im Innern Deutschlands seit dem 12. Jahrhundert die Mittelpunkte des öffentlichen Lebens bildeten, mußte die deutsche Kunst sich vorzugsweise üben, und es konnten ihre Gebilde auch um so leichter auf die Kirchenbauten übertragen werden, als diese in ihrer inneren Einrichtung manche Analogie mit der Anlage jener darboten. Man findet daher in den ältesten deutschen Glossen und Sprachdenkmälern die Benennungen des deutschen Hauses und seiner Theile geradezu auf die Kirche und ihre inneren Raumabtheilungen übertragen, nicht sowohl, weil man begreifliche Scheu trug, dem heidnisch-germanischen Tempel oder Opferplatz zustehende Bezeichnungen auf jene anzuwenden, als vielmehr, weil dessen Anlage zu wenig äußere Analogien dafür darbot. So wird der Tempel zu Jerusalem in des Ulfilas gothischer Bibelübersetzung gud-hūs (Gotthaus) genannt; althochdeutsche Glossen des 8. Jahrhunderts (Graff's Diutiska I., 144) übersetzen: aedes, cadum (Gadem, kleineres Haus); domum, (sic) hūs vel templum; im altsächsischen Heliand heißt der biblische Tempel seli (Saal), godes hūs oder helaga hūs (Gottes oder heiliges Haus), und rakud, welches Wort, wie das angelsächsische raeced, zugleich für Haus und Palast gebraucht wird; von althochd. pūr

\*) Strabo, Geograph. lib. 4 c. 4.

\*\*) Dieses läßt sich aus einer Menge gleichzeitiger Nachrichten über kaiserliche und königliche Palastbauten aus den Zeiten vor Eintritt des angegebenen Umschwungs nachweisen. Man muß dabei freilich von Versuchen absehen, Bauwerke späterer Entstehung oder Umbauten älterer Anlagen im Widerspruch mit aller kunstgeschichtlichen Entwicklung in jene höhere Zeit hinauf zu datiren. Einzelne Palastbauten Karls des Großen, Nachahmung spätromischer oder byzantinischer Paläste, wozu bezeichnend die Materialien antiken Gebäuden der Art entnommen werden mußten, bilden eine Ausnahme und blieben ohne erhebliche Nachwirkung. Für die bei weitem überwiegende Zahl von Saalhöfen der Fürsten, Grafen und Freien, welche namentlich vor der großen Vermehrung der Städte seit dem 12. Jahrhundert den Boden Deutschlands bedeckten, muß jene Annahme ohne alle Einschränkung bestehen bleiben.

oder hür, kleineres Wohnhaus, wird petapur (Bethaus) für capella gebildet und sogar einige mal in Schenkungsurkunden des 8. Jahrhunderts die Kirche des Klosters Fulda als Ausstellungsort mit petapur bezeichnet. Der Ausdruck für den dem Langhaus oder Schiff der Kirche entsprechenden vorderen Theil des Hauses, althochdeutsch flazzi, altsächf. fletti, altnord. und angels. flet, neuhochd. Fles, wird noch in Ulrichs v. Richenthal Beschreibung des Concils von Constanz Bl. 30, b für das Schiff des dortigen Doms gebraucht, und in Oberdeutschland hier und da noch jetzt für Langhaus der Kirche; der Kirchenchor wird althochd. thuerhehus übersezt, was sonst locus ad sedendum, der mit Bänken versehene, obere Theil des Häuserens, bedeutet, wie das altnord. thverpallr; der Altarraum, das Sanktuarium wird im althochd. mit heilae cadum, d. h. heiliges Gemach, übertragen. (Gl. Junii aus dem 8. oder 9. Jahrhundert). Die schon im 8. und zu Anfang des 9. Jahrhunderts erscheinenden Benennungen für die Haupttheile des Kirchengebäudes: lanchûs (Langhaus), altarhûs oder wihhûs, auch wihidhûs (sacrarium, sanctuarium, Altarraum, Apsis, Altarhaus, heiliges Haus), und das schon angeführte thuerhehûs (locus subselliorum, Querhaus oder Transsept, in dessen Mitte die Chorbänke), gerbehûs, gerhûs (Ort zum Ankleiden, Sakristei), sind ebenfalls dem deutschen Hausbau entnommen. Wir haben uns nun dessen Gestaltung und Konstruktion, wie sie in dieser ältesten Periode bestand, kurz zu vergegenwärtigen, und dabei zu vorliegendem Zwecke uns auf das Herrenhaus, den Saalbau eines Freien, zu beschränken. Derselbe bestand aus einem einzigen, länglich vierseitigen Raum zu ebener Erde, althochdeutsch arin, airin, erin (ursprünglich Feuerplatz, altare, altnord. arinn s. v. a. Feuerherd) genannt, unser heutiges Eren, an dessen dem Eingange gegenüberliegender Seite, aber doch von allen Seiten freistehend, wenn nicht gerade in der Mitte des Eren bei kleineren Häusern, sich der heilige Mittelpunkt des häuslichen Lebens der Germanen, der Feuerherd, befand, dessen Flamme zum Kochen der Speisen, im Winter zur Erwärmung und des Nachts zur Erhellung des Hauses dienen mußte. Ringsum an den Wänden lief eine fortlaufende Erhöhung von Erde, welche auswendig althochdeutsch staphal, angels. stapul (Staffel) und inwendig gewöhnlicher pall, altnord. pallr\*) genannt wurde, auf welcher hart an der Wand die Sitzbänke und davor die Tische von schmaler Form aufgestellt waren.\*\*\*) Beide faßte man auch unter dem Namen suelli (d. h. Erdanschwellung, Schwelle) zusammen, welche man, da sie auch unter der Thür durchlief, überschreiten oder überspringen mußte, und deshalb auch bis heute den untern Thürrand Schwelle nennt.\*\*\*) Die Wände selbst bestanden aus senkrechtgestellten, dicht nebeneinander in die Erde gegrabenen Baumstämmen, Stöcken oder Säulen†), von denen man die

\*) Im Lögretta tháttir des alten isländischen Gesetzbuchs Grágas heißen pallar die drei aus Rasen und Erde aufgeschichteten und in Hufeisenform unter freiem Himmel angeordneten Erdaufwürfe, auf welchen beim Althing die Gesetzkundigen des Landes ihre Sitze hatten.

\*\*) In der schönen Gunnlaugs ormstunga saga c. 11 heißt es bei Erzählung einer im Hause Thorkells von Skaney gefeierten Verlobung: „Konur skipudhu pall, ok sat Helga hin fagra hiá brúðhi“ — (die Frauen ordneten sich auf dem Pall oder den erhöhten Sitzbänken, und es saß Helga, die schöne, neben der Braut). — Im angelsächsischen Beowulfsliede v. 1239 heißt die umlaufende Erhöhung im Saal des Dänenkönigs Hrôðgar, weil sie mit Dielen belegt war, benethelu (Bankdielen), und man räumte von ihr nach dem Mahle die Tische ab, um auf derselben den Gästen das Nachtlager zu bereiten:

„benethelu beredon, hit geondbraeded veard beddum and holstrum.“	Die Bankdielen sie räumten, überbreitet sie ward mit Betten und Polstern.
--	---

\*\*\*) Fredegar hist. Franc. c. 36 und Vita S. Columbani c. 19 heißt es von dieser Staffel oder Schwelle im Saal des Frankenkönigs Theuderich zu Brucariacum — — „egrediens vir Dei regiam aulam, dum limitem transiliret“ —. In dem Abschnitt chreneeruda des zwischen 408 und 428 aufgestellten salischen Gesetzes („chreneeruda lex quam paganorum tempore observabant“ sagt von ihr König Childebert im Edikt von 596) wird der Name der Thürschwelle von dem angeführten pall gebildet: duropall, dat. duropelle, später auch durpell, dorpel (die Gl. Junii übertragen damit limen). Auf diese Weise erklärt sich einfach dieser bisher ungedeutete oder falsch gedeutete Ausdruck. Vergl. J. Grimms deutsche Grammatik III, 34.

†) Herodian. lib. 7 c. 2: *Αἰθων μὲν γὰρ καὶ ἀντοῖς ἢ πλινθῶν ὀπτῶν σπάνις, ἵλαί δ' εὐδενδροὶ ὅθεν ἕλων οὐσῆς ἐκτελείας συμπηγνύοντες αὐτὰ καὶ ἀρμόζοντες σκηνοποιούσιν.* (Denn an Steinen und gebrannten Ziegeln ist bei ihnen — den Germanen — Mangel, dagegen sind ihre Wälder reich an Bauholz, aus dem sie ihre Häuser in der Weise aufführen, daß sie eine gewaltige Menge solcher Baumstämme dicht zusammenstellen und zusammenfügen.) — Die althochdeutschen Ausdrücke für diese Wandkonstruktion liefern die Reichenauer Glossen aus dem 8. Jahrhundert: consitum: kasitot, compositum: kissezzit (zusammengesetzt), i. e. contextum arboribus: daz ist kanoi (nuthartige Verbindung) edo kafogi (Gefüge, Zusammenfügung) paumes (des Baumes, Bauholzes). Mit Beziehung auf diese allen Germanen geläufige Zusammenfügung der Eichenstämme beim Baue der Hauswände braucht im Harbardhsliodh der Saemundar Edda Odin die sprüchwörtliche Redensart:

that hefir eik er af annari skefr;	Das kommt dem einen Eichenstamme zu gut, was von dem andern hinweggeschabt wird.
---------------------------------------	---

stärkeren Eck- und Mittelsäulen rund ließ, die andern in der Reihe aber mitten durchspaltete. \*) so daß die ebene, glatt geschabte Seite nach innen, die halbrunde nach außen zu stehen kam. Bei den Nordgermanen hießen jene runden, stärkeren Wandsäulen, welche man bei der Aufführung eines Baues zuerst in die Erde pflanzte, *setstokkar* (Setzstöcke), die gespaltene Halbsäulen aber, welche die Wandflächen dazwischen bildeten, *skidh* (Scheite, wie man noch heute von einander gespaltene Stämme nennt), und im eddischen *Hávamál*, 59 sagt Odin, ein erfahrener Mann wisse wohl, in welchem Maße, d. h. in welcher Größe und Menge, er trockene Wandscheite und Stücke Birkenrinde zum Dachdecken bedürfe. Denn in jener ältesten Zeit war das Bauen Jedermanns Sache und noch nicht besonderen Handwerksleuten überlassen. Nach den oberen Enden der Wandsäulen zu, wo das Dach auflag, waren dieselben in der Urzeit mit einer doppelten Binderuthe (althochd. *kart*, *vimen*, oder *kartea*, *kerta*, *virga*, *Gerte*, wovon der uralte Ausdruck *gards*, *gardr*, *kart* oder *gart* in allen germanischen Sprachen für Haus) durchflochten, oder ein vorgelegtes, wagrechtes Holz damit festgebunden, wofür sich im angelsächsischen und altnordischen der Ausdruck *sima*, *sim*, *simi*, was im allgemeinen Band, Fessel, Strick bedeutet, vorfindet, und woraus unser heutiges Wort Gesimse oder Sims gebildet ist. Schon zu Anfang des 7. Jahrhunderts finden wir die letztgenannte Verbindung durch einen wagrechten Balken, welcher an den oberen Säulenenden hinlief oder dieselben mittelst einer Ruth in sich aufnahm, ersetzt, welcher von dieser seiner Funktion den Namen *Spange* erhielt. \*\*) Das nach den zwei Langseiten des Hauses sich herabsenkende Dach wurde aus leichten Hölzern, den Sparren oder Rafen (welche Ausdrücke sich schon in den ältesten Denkmälern aller deutschen Sprachen vorfinden) gebildet, welche mit Dachruthen oder auf der Innenseite angebundenen Pfetten (d. h. schlanken Baumstämmen) durchflochten waren und die eigentliche, aus Schindeln, Rindenstücken, Rohr oder Stroh gefertigte Dachfläche trugen. Wo sie oben sich zur Dachfirst vereinigten, ruhten die Sparren auf einem starken wagrechten Balken, dem Firstbalken, welcher mit einem hochalterthümlichen Namen außer *first* schlechtthin auch goth. *ans*, althochd. *anspoum*, altnord. *áss*, (d. h. Riesenbaum, vielleicht wegen seiner hohen Lage oder weil er die Spitze des Gebäudes bildet und dasselbe, wenn er bricht, verbrennt oder sonst zerstört wird, als Wohnung untauglich macht) heißt. Mit seinen beiden Enden lag er auf den Giebelspitzen auf und wurde bei größerer Länge in der Mitte von einer oder mehreren starken, einzeln stehenden Säulen getragen, für welche sich im althochdeutschen der Name *firstsül* oder *magansül* (d. h. Kraft- oder Machtssäule) findet. \*\*\*) In dieser ältesten deutschen Bauart, welche hier in ihren Hauptbestandtheilen kurz dargestellt worden ist †), waren mehrere der ersten christlichen Gotteshäuser, von welchen die Geschichte weiß, aufgeführt. So u. a. die kleine Kirche, welche der h. Severin († 480) einer der ersten Apostel des Christenthums in den deutschen Donauländern, bei Quintana (zwischen Straubing und Passau an der Donau) außerhalb der Mauern des Ortes vorfand. In dessen Lebensbeschreibung ††) sagt sein Schüler Eugippius von ihr, daß sie ganz aus Holzstücken konstruirt gewesen und, bis dicht an das Flußufer sich ausdehnend, von tief in die Erde eingegrabenen Ständern oder Stöcken getragen und von Binderuthen zusammengehalten worden sei, während ihr Fußboden aus aneinander gefügten Bohlen bestanden habe und jedesmal wenn die Donau aus ihren Ufern trat von

\*) Diese Spaltung und glatte Behauung der Baumstämme zum Hausbaue war namentlich ein Kennzeichen des Ueberganges derselben in den Privatbesitz, und das salische Gesetz setzt eine Strafe von drei Schillingen auf die Entwendung des so bearbeiteten Holzes (— *si quis materiam de una parte dolatum furaverit* — Tit XLV.)

\*\*) *Lex Bajuvar. Tit. 9, c. 7.* „*Exteriores vero trabes quas spangas vocamus, eo quod ordinem continent parietum*“ — Vorher c. 6, n. 5 heißt die ganze Wand „*ordo columnarum*“, d. h. Reihe aufgerichteter Säulen, und ist in dem alle Zimmerhölzer des Hauses aufzählenden Gesetze von keinem anderen Zimmerstücke der Wände die Rede. Noch in des Zimmermanns Hans Wilhelm *Architectura civilis*, Nürnberg. 1649 (später mehrmals aufgelegt), Th. II, S. 9 werden die Haupthölzer der Wände, in welche die Säulen mit ihren obern Enden eingezapft sind, *Spangen* genannt.

\*\*\*) *Lex Bajuvar. Tit. 9, c. 6, n. 2.* Diese Säule wird nicht selten in den ältesten Liedern und Sagen erwähnt. Notker von S. Gallen (Uebers. von Boëth. de consol. phil.) sagt von ihr: also wir eine *sül* in *demo hus* heizen *magensül*, ih meino, die den *first treget*. —

†) Eine weitere Ausführung dieses wohl ohne Zweifel ebenso interessanten, als für die deutsche Alterthumskunde höchst wichtigen Gegenstandes, welcher noch nirgends eine gründliche Behandlung erfährt, würde die Grenzen weit überschreiten, welche die Anlage und der Zweck dieses Buchs dem Schreiber gesteckt hat. Deshalb muß sich derselbe darauf beschränken, hier nur das Wesentlichste anzudeuten und von den Belegen nur das Allernothwendigste anzuführen. Doch hofft er, in der Kürze diesen Zweig der deutschen Kunst- und Kulturgeschichte, welchem er ein langjähriges, eingehendes Studium gewidmet hat, umfassender und ausführlicher darstellen zu können, als es hier möglich ist.

††) *Vita S. Severini* bei Hieron. Pez, *Script. rer. Austr. Tom. I. p. 64* seqq.

derselben überfluthet worden sei. \*) Durch die Nacktheit des letztern unangenehm berührt ließ Severin die Bohlung der Kirche mit einem künstlichen Estrich nach römischer Sitte überkleiden. Ganz in derselben Weise und den oben gegebenen Einzelheiten entsprechend wurde die erste Münsterkirche zu Straßburg von dem Frankenkönig Chlodowech in den Jahren 504 bis 510 erbaut. Man grub große in der Mitte von einander gespaltene Baumstämme in die Erde, so daß die rauhe Rindenseite nach außen hin kam. Diese Stämme, sämmtlich von gleicher Länge, rückte man dicht zusammen und bildete so die Wände des Bauwerks, indem man die Fugen mit Lehm oder Mörtel ausfüllte. Ueber das Ganze errichtete man ein mit Stroh gedecktes Dach. \*\*) Einem uns von diesem Gebäude erhaltenen Grundrisse \*\*\*) zu Folge bildete dasselbe ein längliches, durch zwei Pfeilerreihen in drei Schiffe getheiltes Viereck, welchem sich östlich ein von den Wohnungen der Stiftsgeistlichkeit umgebener Hof, so wie westlich ein Vorhof zum Aufenthalte der Büßenden anschloß. Die Ostseite der Kirche war durch eine gerade Wand, ohne halbrunde Apside, abgeschlossen, wie wir solches unten bei den ältesten nordischen Holzkirchen wiederfinden werden. Auch die erste Kirche, welche der heil. Gall im J. 615 an der Stelle des nachherigen berühmten, seinen Namen tragenden Benediktinerklosters mit Hülfe von Zimmerleuten der dortigen Gegend auführte, war aus solchen zu Platten gespaltenen Baumstämmen (axes) von gleicher Länge gebildet. \*\*\*\*) Indem wir hier eine große Menge anderer von den geschichtlichen Quellen dargebotener Zeugnisse bei Seite lassen, in welchen nur einfach die Erbauung von Kirchen aus Holz berichtet, die Art der Konstruktion aber nicht näher angegeben wird, muß mit Hinblick auf die in dem zuletzt angeführten Zeugnisse angedeutete Bildung der Wänden aus Planken, d. h. von beiden Seiten behauenen Holzseiten, noch bemerkt werden, daß diese jedenfalls einen Fortschritt bekundende Bauweise aus den gallischen Ländern herübergeholt zu sein und der Nähe der gallischen Grenze ihre Anwendung zu verdanken scheint. Die bei dem Hausbaue der Gallier und Belgen übliche Konstruktion der Wände aus Planken, welche mit Ruthen durchflochten waren, erwähnen schon Strabo und Vitruv †), und von vielen auf gallischem Boden unter fränkischer Herrschaft erbauten Kirchen wird berichtet, daß ihre Wände aus Bohlen gebildet gewesen seien. ††) Es darf angenommen werden, daß die von den Römern bei ihren beweglichen, aus Holztafeln gebildeten Belagerungsthürmen und Kriegsmaschinen angewandte Technik, welche ihre gallischen und germanischen Gegner bald nachahmten, †††) auf die Ausbildung dieser Konstruktionsweise eingewirkt hat. Daß sie im eigentlichen Deutschland aber erst später neben dem heimischen Säulen- oder Halbsäulenbau eingeführt worden ist, ergibt sich daraus, daß es in der alten Sprache anfangs an einem Worte dafür fehlte, und man das lateinische Wort *tabulatum* entweder durch einen diesem nachgebildeten Ausdruck übertrug ††††) oder zur

\*) *Ecclesiam etiam loci ejus mansores extra muros ex lignis habebant constructam, quae pendula extensione porrecta defixis in altum stipitibus sustentabatur et sureulis, cui ad vicem soli tabularum erat laevigata conjunctio, quam quoties ripas excessisset aqua superfluens occupabat.* — Vit. S. Severini cap. 16. (Statt des keinen Sinn gebenden *furculis* der Ausgaben ist ohne Zweifel, wie vorstehend, *sureulis* zu lesen, da bei der großen Ähnlichkeit des langen *l* und *f* der alten Schrift letzteres statt des ersteren leicht verschrieben oder verlesen werden konnte.)

\*\*) Grandidier, *Essais historiques et topographiques sur l'église cathédrale de Strasbourg*, p. 7.

\*\*\*) Dem Daniel Specklin, Werkmeister des Münsters von 1577 bis 1589, welcher aus den Urkunden des Stiftsarchivs seine handschriftlich hinterlassenen, ältesten Nachrichten über den Kirchenbau zusammentrug, standen ohne Zweifel Quellen von hohem Alter zu Gebote, wie u. a. der von ihm überlieferte, bei Schad, *Summum Argentor. Templum*, Straßb. 1617, p. 6, so wie bei Schilter in den Anmerkungen zu seiner Ausgabe der Chronik des Jak. von Königshoven, Straßb. 1698. S. 548 nach ihm gegebene Grundriß der ältesten Münsterkirche beweist, welcher in seiner Anlage und innern Raumabtheilung ganz den ältesten christlichen Basiliken entspricht.

\*\*\*\*) So berichtet die älteste, im 8. Jahrhundert geschriebene *Vita S. Galli*, bei Perz *Monum. Germ. histor.* II, p. 14. In der von Walafried Strabo im 9. Jahrh. verfaßten Lebensbeschreibung desselben Heiligen, c. 27. werden die Holzstücke, aus denen die Wände der Kirche gebildet waren, *tabulae* genannt.

†) *Τὸς δ' οἴκους ἐκ σανίδων καὶ γέροντων ἔχουσι μεγάλους, θολοειδείς, ὄροπον πολλὸν ἐπιβάλλοντες.* (Große Häuser aber haben sie aus Planken und hindurchgeflochtenen Ruthen, von runder Form, mit vielem Schilfrohr überdeckt). Strabo, *Geogr. lib. IV, c. 4, 3.* Nach Vitruv. *Architect. lib. II, c. 1* bestanden sie aus „*scandulis robusteis*“, d. h. starken Planken.

††) So u. a. „*ex ligneis tabulis*“ die Kirche des h. Martin zu Rouen. *Greg. Tur. H. Fr. lib. V, 2*; die im castrum Thigernum in der Auvergne, und eine andere zu Limoges, *Greg. Tur. Glor. mart. c. 52 u. c. 101*; den Bischof Leo von Tours (um 530) rühmt Gregor als einen geschickten Zimmermann und Verfertiger von zierlichen, mit Goldblech überzogenen Holztürmchen, *Hist. Francor. lib. III, 17 u. lib. X, 1.*

†††) *Caes. Bell. G. lib. V, c. 38 seqq. u. c. 52. Tacit. Hist. lib. IV, c. 23.*

††††) *Z. B. tabulata - taualotiu*, Reichenauer Gl. des 8. Jahrh.

Erklärung auf den beschriebenen alt germanischen Säulenbau der Wände hindeutete, und demgemäß *tabulata* durch *kisûli* (d. h. wörtlich Gesäule, aus dicht zusammengefügtten Säulen gebildete Wandfläche), so wie *tabulas* durch *sûlin* (Säulen) übersezte. \*) Da man bei dieser vollkommneren Bauweise das oben erwähnte Verstreichen der senkrechten Fugen zu vermeiden bestrebt war, so wendete man, um eine größere Dichtigkeit der Planken- oder Bohlenwände zu erreichen, das noch heute übliche Verfahren an, indem man die Bohlen entweder durch Holzdübel verband, oder sie vermittelst einer Nuth zusammenfügte. Für das hohe Alter dieses Verfahrens zeugt das frühe Vorkommen der entsprechenden Ausdrücke seit dem 8. Jahrhundert: *incastratura*, *conjunctio tabularum*, *tubil* und *kitubila* (Dübel und Gedübel), *nuot* und *ginuoti* (Nuth); das zu der letzteren Verbindung dienende Werkzeug hieß *nua*, *nuoil* oder *nihil* (*sulcatorium*, *runcina*, heute Nuthhobel), und wird sammt dem zur Glättung der gespaltenen Holzplatten gebrauchten Schabeisen, *plana* (*scaba*, *poumscaba*), dem Beil (*bihal*) und dem Bohrer (*nabugêr*) unter den Werkzeugen genannt, welche nach Karls d. Gr. Gebot auf jedem königlichen Saalhofe vorhanden sein mußten.\*\*) Es ist anzunehmen, daß man diese Wandplanken nicht nur mit ihren obern Enden in die schon oben S. 326 erwähnte Spange, den sogenannten Wandrahmen, einfügte, sondern daß man sie auch, statt sie, wie die Wandsäulen, mit ihren unteren Enden einfach in die Erde zu graben, schon frühe in einem wagrecht über der Erdschwelle, dem *pall* oder der *stafal* (s. oben S. 325) hinlaufenden, und in die Ecksäulen eingezapften Holzstücke einsetzte, wie wir dieses seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts in einigen gleich zu erwähnenden Beispielen dieses altgermanischen Holzbaues finden. Doch fehlt es an Zeugnissen für ein früheres Vorkommen,\*\*\*) und die vergleichungsweise späte allgemeinere Einführung dieses Zimmerholzes, auf welches der noch heute übliche Name Schwelle von der genannten Erdanschwellung (althochd. *suelli*)†) überging, ergibt sich daraus, daß noch in der Bauordnung der Stadt Ulm vom J. 1427 ††) den Zimmerleuten bei Strafe geboten wird, kein Gebäude ohne Legung solcher Schwellen von Eichenholz aufzuführen, so wie auch keine „gemeine Wand“ (d. h. gemeinschaftliche Scheidewand zweier Häuser) mehr von bloßen Planken oder Brettern anzufertigen, sondern es so einzurichten, daß man sie auf beiden Seiten kleiben könne. Ueberhaupt mußte das in der zweiten Hälfte des Mittelalters vom freien Lande in den engen Raum der Städte verpflanzte deutsche Haus sich manche Umwandlung und Beschränkung gefallen lassen, welche das neue nachbarliche Verhältniß und die vermehrte Feuergefährdung gebieterisch forderte.

**B**ehalten wir diese Art des Haus- und Kirchenbaues der altgermanischen und merovingischen Zeit, wie sie auf den vorstehenden Seiten in ihren allgemeinen Grundzügen beschrieben und nachgewiesen ist, und wie sie auch nach in den spätern Jahrhunderten bei weltlichen bürgerlichen und ländlichen Bauwerken im Wesentlichen fortbestand, im Auge, so werden sich aus ihr neue Gesichtspunkte für eine genauere Auffassung der Kulturverhältnisse in den ersten Jahrhunderten deutscher Geschichte gewinnen, und die unschätzbaren, wenn auch leider oft nur zu dürftigen Nachrichten bei Cäsar und Tacitus dadurch einigermaßen vervollständigen lassen. Die so oft neueren

\*) Althochd. Gl. bei Schmeller u. gl. Junii aus dem 8–9. Jahrh.

\*\*) *Capitulare de vill. c. 42. Breviarium rer. fiscal. Karoli vom J. 812.* Merkwürdig ist es, daß bei dieser Aufzählung von Werkzeugen zu Zimmerarbeiten niemals die Säge erwähnt wird, sowie der Schreiber dieses die Spuren derselben zur Herstellung glatter Flächen an den Langseiten des Holzes an alten Werken dieser Art nicht vor dem 14. Jahrhundert, und überdies anfangs nur vereinzelt, vorgefunden hat. Bei der unbegrenzten Auswahl gerad gewachsenen, vorzüglichen Eichenholzes, wie sie in den Zeiten, wo die deutschen Wälder vorherrschend aus Eichbäumen bestanden, den Werkleuten zu Gebote stand, konnte zur Herstellung glatter Flächen das Spalten des Eichenholzes neben der Anwendung des Beiles und des Schabmessers ausreichen.

\*\*\*) Das dem Schreiber dieses vorgekommene älteste stammt aus dem Anfang des 13. Jahrh. Iwein, von Hartmann von Duve, v. 6745. Die hier erwähnte hölzerne Schwelle lag unmittelbar auf dem Erdboden ohne alle Untermauerung.

†) Vergl. das oben S. 325 darüber Gesagte. In Betreff der Etymologie des Wortes s. Grimms deutsche Gram. II, 32, Nr. 335.

††) „Es sollen auch alle vund yegklich Zymmerleut hie zu Ulme schweren, daz Sy weder In selb, noch andern leutten, dhain new, noch alt hawß, Stadel, noch Ställe, noch nichtzit anders hie zu Ulme, nicht mer pawen, noch machen, denne daz Sy an den pewen allen vund yegklichen, Michin schwellen legen sullen, — —“. Besonder sol für bas dhain Zymmermann hie zu Ulme dhain gemaine wannnd von prettern nieman mer pawen noch machen, vund sullen die alle in sollichermaße machen, daz man Sy beidenthalb klaiße, — —“.



# Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

## Trachten des christlichen Mittelalters.

Nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen.

Herausgegeben von  
Professor Dr. J. H. von Hefner-Alteneck.

4. 3 Theile. I. Abth. mit 96 Tafeln. II. Abth. mit 180 Tafeln. III. Abth. mit 144 Tafeln.  
Colorirt Thlr. 325. — oder fl. 585. — Schwarz Thlr. 35. — oder fl. 63. —

## COSTUMES DU MOYEN AGE CHRÉTIEN

von  
Dr. J. H. von Hefner-Alteneck.

Colorirt Thlr. 370. — oder fl. 666. — Schwarz Thlr. 37. 10 Sgr. oder fl. 67. 12 fr.

## Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance.

Herausgegeben von  
C. Becker und J. H. von Hefner-Alteneck.

gr. 4. Preis fl. 172. 48 fr. oder Thlr. 96. —

## Hans Burgkmaiers Turnierbuch.

Herausgegeben von  
J. H. von Hefner-Alteneck.

Mit 28 Tafeln prachtvoll colorirt und dem nöthigen Text. gr. Folio.  
Preis fl. 75. 36 fr. oder Thlr. 42. —

## Die Burg Lannenberg und ihre Ausgrabungen.

Im Auftrage

Seiner Königl. Hoheit des Großherzogs von Hessen und bei Rhein etc.  
bearbeitet von

Dr. J. H. von Hefner-Alteneck und Dr. J. W. Wolf.

Mit 12 Tafeln. gr. 4. Geheftet.  
Preis fl. 5. 24 fr. oder Thlr. 3. — Colorirt fl. 18. od. Thlr. 10.

## Eisenwerke

oder

## Ornamentik der Schmiedekunst

des

Mittelalters und der Renaissance,

von

J. H. von Hefner-Alteneck.

Das ganze Werk wird aus 12 Lieferungen bestehen, deren jede 6 Blatt Abbildungen und den dazu nöthigen Text enthält.

Im Ganzen wird das Werk über 400 Gegenstände in Abbildung und Beschreibung geben.  
Preis pro Lieferung Thlr. 1. — oder fl. 1. 48 fr.

## Stadt-, Land- und Garten-Häuser.

Ausgeführt zu Frankfurt a. M.

Mit Grundrissen, Façaden und Details.

Von D. Walluf und H. Kieselhahn.

Nebst Beiträgen anderer Architekten.

36 Tafeln. gr. Folio. Preis complet fl. 10. 48 fr. oder Thlr. 6. —

## Alphabete und Schriftmuster

aus Manuscripten und Druckwerken verschiedener Länder, vom XII. bis zum XIX. Jahrhundert.

Von J. G. Braudt.

40 Tafeln. cart. Thlr. 8. — oder fl. 14. 24 fr.

## v. Meyer, Zur Fauna der Vorwelt.

4 Abtheilungen. gr. Folio.

I. Abth.: Fossilien, Säugethiere, Vögel und Reptilien aus dem Melasse Mergel von Deningen. Thlr. 8. oder fl. 14. 24 fr.  
II. Abth.: Die Saurier des Muschelalks mit Rücksicht auf die Saurier aus buntem Sandstein und Keuper. Thlr. 33. — oder fl. 59. 24 fr.  
III. Abth.: Saurier aus dem Kupferschiefer der Zechstein-Formation. Thlr. 8. — oder fl. 14. 24 fr.  
IV. Abth.: Reptilien aus dem lithographischen Schiefer des Jura. Thlr. 24. — oder fl. 43. 24 fr.

## Die deutschen Kaiser.

Nach den Bildern des Kaisersaals im Römer zu Frankfurt a. M.

In Kupfer gestochen und in Farben ausgeführt.

Mit den Lebensbeschreibungen der Kaiser.

Von

Albert Schott,  
Professor der deutschen Sprache und Literatur  
am Gymnasium in Stuttgart.

Dr. Carl Hagen,  
Professor der Geschichte in Heidelberg.

Gr. Folio. Preis fl. 108. — oder Thlr. 60. —

## Friedrich Hoffstadt's Gothisches ABC-Buch,

das ist:

Grundregeln des gothischen Stils  
für Künstler und Werkleute.

Mit zwei vierzig Vorlegeblättern (worunter einige zum Theil ausgeführte Entwürfe) und einer Abhandlung über Geschichte und Restauration der deutschen Baukunst, nebst einem Wortverzeichnis über deren Kunst- und Handwerks-Ausdrücke.

Preis der Pracht-Ausgabe, erste bis sechste Lieferung schwarz Thlr. 20. oder fl. 36.  
" " " " " " " " colorirt " 50. " " 90.

Die Abhandlung über Geschichte und Restauration der deutschen Baukunst mit vielen Holzschnitten, nebst einem Wortverzeichnis über deren Kunst- und Handwerks-Ausdrücke erscheint im Laufe dieses Jahres, von Professor J. F. Lange in Marburg, mit theilweiser Benutzung der hinterlassenen Zeichnungen Hoffstadt's.

## Ueber die Anwendung des gothischen Ornaments bei Einfassungen zu Compositionen.

Mit sechs Tafeln Lendruck.

Von

Friedrich Hoffstadt.

gr. Folio. Preis fl. 2. 42 fr. oder Thlr. 1. 15 Sgr.

## Sammlung von Grundplänen.

Entworfen durch

Friedrich Weinbrenner.

Herausgegeben von mehreren seiner Schüler.  
Vollständig in 60 Blättern. Preis fl. 10. 48 fr. oder Thlr. 6. —

## Denkmale romanischer Baukunst am Rhein.

Herausgegeben von

J. Geier und N. Götz.

4 Lieferungen gr. Folio. Preis der Lieferung fl. 3. 36 fr. oder Thlr. 2. —

## Gedenkbuch

## Friedrich v. Schiller's 100jähr. Geburtsfeier,

begangen in Frankfurt a. M. den 10. November 1859.

18 Tafeln nebst ausführlicher Beschreibung, Reden, Gedichten u. s. w. gr. 4.  
Schwarz Preis fl. 3. 36 fr. Colorirt Preis fl. 8. 6 fr.

## Die heilige Elisabeth u. ihre Kirche zu Marburg

von

J. F. Lange.

Mit vielen Holzschnitten.

## Das allgemeine deutsche Schützenfest zu Frankfurt a. M., Juli 1862.

Ein Gedenkbuch.

Mit Benutzung der Schriftsätze des Central-Comite's herausgegeben  
von Dr. Heinr. Weismann.

Mit 20 Tafeln Abbildungen,  
gezeichnet von

Ferdinand Carl Klimsch.

gr. 4. Uncolorirte Ausgabe fl. 4. — od. Thlr. 2. 10 Sgr. Colorirte Prachtausgabe fl. 9. — od. Thlr. 5. 5 Sgr.

## Sphragistisches Album mittelalterlicher Siegel des deutschen hohen Adels.

Von

Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg.

1. und 2. Pief. à Thlr. 2. 20 Sgr. od. fl. 4. 48 fr.

## Der deutsche Fürstentag zu Frankfurt a. M. im August 1863.

Ein Gedenkbuch

mit sechs photographischen Abbildungen.

Nach Handzeichnungen von Beer, Hohnbaum und Klimsch  
photographirt von J. Schäfer.

Gr. Folio. Preis fl. 15. — oder Thlr. 8. 10 Sgr.

Ditto kleine Ausgabe. Preis fl. 4. 48 fr. oder Thlr. 2. 20 Sgr.